

schulpraxis 2/25

SCHULE WOHN?



Pädagogische Zeitschrift Bildung Bern

- 4 Geht nicht, gibt's nicht!**
Schule Frenkendorf
- 7 Werte und Visionen**
Daniel Hunziker
- 10 Potenziale aufspüren**
Mr. SwissSkills
- 14 Lehrpersonen begeistern**
Margrit Stamm
- 18 Teamteaching und Mut zur Lücke**
Kindergarten
- 20 Spielräume für Schulen**
Wolfgang Beywl
- 24 Verkopfte Schule**
Lars Ziörjen
- 26 Schafft den Unterricht ab!**
Buch Stefan Ruppaner
- 30 Vision ViVA**
Denise Schürch
- 34 Pädagogik und Humor**
Dominik Rentsch

28. Oktober 2025
115. Jahrgang
Eine Beilage der *Berner Schule*
Für Mitglieder Bildung Bern im
Jahresbeitrag inbegriffen

Herausgeber

Bildung Bern
Monbijoustrasse 36
3011 Bern
Tel. 031 326 47 47
www.bildungbern.ch

Redaktion

Franziska Schwab
franziska.schwab@bildungbern.ch

Layout, Grafik und Illustrationen

Barbara Bissig
barbara.bissig@bildungbern.ch

Korrektorat

Katharina Held und Laura Leupold
www.kommapunkt-korrektorat.com

Druck und Anzeigenmarketing

Stämpfli AG, Bern

Schulpraxis abonnieren



**Liebe Leserin
Lieber Leser**

Wohin gehst du? – Zum Glück, wenn ich es finde.

Albert Einstein soll gesagt haben: «Ich denke niemals an die Zukunft. Sie kommt früh genug.» Und: «Mehr als die Vergangenheit interessiert mich die Zukunft, denn in ihr gedenke ich zu leben.» Auch Genies widersprechen sich selber. Die Sache mit der Zukunft bleibt kompliziert.

In dieser Ausgabe der *Schulpraxis* interessieren wir uns für die Zukunft. Verschiedene Menschen plädieren im Heft für Mut und Vertrauen und für kleine Schritte oder zeigen Zusammenhänge auf. Stefan Ruppaner, ehemaliger Schulleiter der Alemannenschule Wutöschingen, fasst die Aufgabe der Schule der Zukunft optimal zusammen: «Wir sollten alles dafür tun, dass Schüler:innen das Schulrecht wahrnehmen: Ohne Angst. Mit Freude, Lust am Lernen, Neugier. So, dass sie für die riesigen Herausforderungen der Zukunft gerüstet sind.»

Lesen Sie in der *Schulpraxis*, wie dies gelingen kann. Und finden Sie das Glück, wenn Sie gehen!

Franziska Schwab

Im Pavillon C gilt: Geht nicht, gibt's nicht!

Das Lehrpersonenteam des Pavillon C in Frenkendorf hat die Schule weiterentwickelt. Heute unterrichtet es lieber denn je zuvor. Beziehungsarbeit steht im Zentrum.

Jimmy würfelt. Um Gruppen ein- oder Aufgaben zuzuteilen. Wenn Jimmy das tut, ist es gerecht. Er ist täglich im Einsatz, oft im Förderangebot. Seine Kollegin Frida ist altersentlastet und kommt nur noch zwei Tage die Woche zur Schule. Beide sind sie Hilfen auf vier Pfoten. Ausgebildet wurde Jimmy durch Klassenpfote. Und sie gehören zum Inventar der Sekundarschule (bei uns Real) Frenkendorf BL.

Das Lehrpersonenteam der Schule, bestehend aus Judith Burkhart, Michael Röthlin, Hanspeter Stucki und Michela Vacilotto, handelt nach dem Motto: Geht nicht, gibt's nicht.

An Grenzen gestossen

Vor 12 Jahren war die Situation ähnlich wie heute. Das System war am Kippunkt: Heilpädagog:innen fehlten, viele beeinträchtigte und verhaltensauffällige Schüler:innen. Die Frage drängte sich auf, wie es weitergehen sollte, sodass die Jugendlichen auf allen Ebenen profitieren und sowohl sie als auch die Erwachsenen gesund und motiviert bleiben könnten.

Das Team des Pavillon C beschloss, inspiriert und motiviert vom Institut Beatenberg, das sie im Rahmen des CAS Lerncoaching kennengelernt hatten, seinen Unterricht zu entwickeln. Die Schulleitung unterstützte das Vorhaben. Das war eine Gelingensbedingung. Eine andere: Das Team verhielt sich vom ersten Tag an, als wäre es normal.

Grenzen überwunden

Heute gehen im Pavillon C in Frenkendorf zwei Klassen respektive 35 Jugendliche zur Schule. 14 Schüler:innen mit besonderen Förderbedürfnissen, 90 Prozent mit Migrationshintergrund.

Alle Ressourcen wurden in einen Topf geworfen. Das heisst, die fachlichen und die zeitlichen Ressourcen der Klassenlehrperso-

nen (dreimal 100%-Pensum, einmal 80%-Pensum) werden alle zur gleichen Zeit im Pavillon C eingesetzt. Noch anders formuliert: 11 536 Stunden Jahresarbeitszeit des Teams stehen zur Verfügung. Dazu gehören Vorbereitungs-, Unterrichts- und Nachbereitungszeit. Alle Förderlektionen, Assistenzen und 100% Schulhund kommen noch dazu.

Nie mehr zu Hause arbeiten

Der Pavillon C ist von morgens um 7 Uhr bis ca. 17 Uhr durchgehend mindestens dreifach durch Fachpersonen besetzt. Diese Organisationsform hat laut dem Klassenteam fast nur Vorteile: Beziehungen werden gelebt. Zwischen Lehrpersonen und Lehrpersonen sowie zwischen Lernenden und Lehrpersonen. Interventionen sind unmittelbar umsetzbar. Aktives und passives Co-Teaching sind möglich. Durch die verschiedenen Sichtweisen kommt viel Steuerungswissen zusammen. Ein kollegialer Austausch ist sehr oft möglich. Krisensituationen können zusammen gelöst werden. Stellvertretungen können meistens teamintern organisiert werden. Auch ist eine grössere Flexibilität im Stundenplan möglich. Das Team hält fest: «Wir arbeiten nie mehr zu Hause.»

Gemeinsam mutig sein

Beziehungsarbeit steht im Pavillon C über allem. Und: Hätten sich die Lehrpersonen damals nicht gemeinsam auf den Weg gemacht, sie wären heute wohl nicht mehr an der Schule. Zusammen mutig sein sei einfacher, sagen die Lehrpersonen. Und wer jetzt innere Wände aufbauen und entgegenen möchte: «Schön, aber wir können das nicht, wir sind eine öffentliche Schule!», muss enttäuscht werden. Denn die Sek. Frenkendorf ist eine öffentliche Schule. Vieles sei in öffentlichen Schulen mög-

lich, sagt das Team. Es brauche vor allem MUT: Miteinander unkonventionell tun.

Wöchentliche Teamsitzung

Die wöchentliche Teamsitzung helfe den Lehrpersonen einerseits, das grosse Ganze im Auge zu behalten, was andererseits ermögliche, auf die aktuelle Situation und Unvorhergesehenes reagieren zu können. Die Sitzungen werden stets geleitet und protokolliert. Sie beinhalten folgende Traktanden: «Sündenliste», Termine, Unterricht, Schüler:innen (Verhalten, Gespräche usw.), Förderung, Organisation, Fitness-Pass, blinde Flecken / Reflexion im Team, Stellvertretungen.

Morgenkreis bis Profiangebot

Im Morgenkreis werden Tagesaktualitäten besprochen, Singen ist wichtig und erfreut auch andere, z. B. Bewohner:innen des Altersheims. Gemeinsam kochen und essen sind zentrale und verbindende Tätigkeiten, Spiele und Rituale zum Stundeneinstieg gehören zum Tag. Etwas Besonderes ist das Profiangebot. Wer bis Freitagmittag den Wochenplan erfüllt hat, darf am Nachmittag dieses Angebot wählen, z. B. Schach spielen. Wer noch nicht so weit ist, arbeitet weiter an seinen Treffpunkten, unterstützt durch Lehrpersonen, oder kann vom Förderangebot profitieren, und damit ziemlich sicher auch von Jimmy.

Im Pavillon C gibt es Inputräume für Frontalunterricht, das Profiangebot, gewisse Kooperationsformen und das Förderangebot. Das Atelier ist ein grosser Kreativraum. Arbeit an Lernjobs in Einzelarbeit, gewisse Kooperationsformen und fachliche Beratung sind dort angesiedelt. Auch im grosszügigen Gang kann gearbeitet werden, auch allein, wenn man Ruhe wünscht. Im Gang stehen zwei ausrangierte Gondeln der Titlisbahn. Sie dienen für private Ge-



sprache, fürs ruhige Lesen und/oder für Coachinggespräche. Auch wer stört, wird manchmal in die Gondel zum Gespräch geladen.

Coach für alle

Alle Lernenden bekommen einen eigenen Coach zugewiesen. Dieser wird mittels Los ermittelt. Die Schüler:innen haben pro Schuljahr drei bis vier Coachinggespräche. Sie finden bei einem Spaziergang oder in der Gondel statt. Jeweils eine Lektion steht dafür zur Verfügung, während Atelierstunden. Die Gespräche werden protokolliert, dokumentiert und enden jeweils mit einem

definierten SMARTen Ziel, welches ins Lernjournal übertragen wird. Gespräche und Ziele können sowohl schulische wie auch persönliche Themen beinhalten. Im Pavillon C haben Störungen Vorrang, Psychohygiene wird gepflegt. Besondere Leistungen werden gewürdigt. Mit dem Diplom höchster Güte für besondere Leistung, z. B. für einen besonders gelungenen Theaterauftritt.

Verschiedene Wege

Im Leben können wir Menschen verschiedene Wege wählen. Um dies und auch allfällige Folgen zu erleben, erklimmen die

Schüler:innen des Pavillons C den Wasserfall, den Hausberg.

Drei verschiedene Wege werden zuvor ausgehandelt. Einer ist steil, direkt, einer ist etwas länger, aber angenehmer zum Wandern, der dritte Weg ist die Seilbahn. Unterwegs lösen alle Gruppen die gleichen Matheaufgaben. Die Lernenden stellen dann etwa fest, dass der schnellste Weg nicht immer zum Ziel führt (Aufgaben nicht erledigt, Streit in der Gondel).

Das Ziel des Projekts ist: Lernstandserfassung, Lerntyp eruieren, Basis für Coaching und Förderung schaffen.



«Chare-Gheitäring»

«Die Lernenden des Pavillon C gehen mit ihren ganz eigenen Geschichten durchs Leben. Der Schulalltag auf Fächer bezogen ist oft im Hintergrund», erklären die Lehrpersonen. «In unserem Dialekt könnte man sagen: *Die sy em Tüüfel ab em Chare gheit!*» Die Situation sei für die Jugendlichen definitiv herausfordernd. Und die Lehrpersonen und Lerncoaches trügen ihre Bürde ein Stück weit mit. Ein guter Teil der Lernenden brauche mehr Zeit und mehr Betreuung.

Als eine Situation im Hauswirtschaftsunterricht aus den Fugen geraten ist, sei das «Chare-Gheitäring» entstanden – eine kreative Gegenlösung zu den üblichen Disziplinarmassnahmen und eine Chance für alle, die sich nach dem Hinfallen wieder aufrappeln wollen und sich in einem neuen Umfeld (als Teil des «Gheitäring») wieder in einem positiven Licht präsentieren wollen. Das «Gheitäring» ist eine fiktive Firma für Caterings, die inzwischen sehr gut gebucht wird und dank der die Schüler:innen Selbstwirksamkeit und Auftrittskompetenz üben können.

Wanderprojekt «Bottom up»

Im Juni 2025 war es nach sechs Jahren wieder Zeit für ein Wanderprojekt: «Bottom up». Der Pavillon C resp. seine Schüler:innen und Lehrpersonen wanderten in zehn Etappen von Frenkendorf nach Beatenberg. Ziel: «Berge» überwinden. Und weil andere Menschen noch höhere Berge überwinden müssen, geht der Erlös für das Wanderprojekt jeweils als Spende an die Stiftung Kinderhilfe Sternschnuppe. 2019

erhielt diese 18 000 Franken. Seit Januar waren alle «Wander»schuhe im Pavillon. Dann wurde trainiert. Damit keine Blasen entstehen, wenn es ernst gilt. Jimmy kennt dieses Problem nicht. Er hält locker mit, mischt sich beim einen oder anderen Konflikt ein oder tröstet den einen oder die andere, wenn es emotional wird. In den Checks halten die Pavillon-Schüler:innen gemäss dem Team mit Vergleichsklassen mit. «Unsere Schüler:innen sind nicht intelligenter als andere», halten die Lehrpersonen fest, «aber sie haben einen anderen Selbstwert.»

Vision: Ganzheitlichkeit und Begeisterung

Für eine Schule der Zukunft wünscht sich Judith Burkhart Lehrpersonen, die ihren Beruf lieben und Begeisterung leben, die Kinder und Jugendliche mögen. Ganzheitlichkeit und Projektlernen sind ihr wichtig. «Wir bilden Jugendliche für eine ungewisse Zukunft aus. Sie sollen Neues lernen und keine Angst davor haben. Es geht um den Selbstwert.»

Unsere Schüler:innen sind nicht intelligenter als andere, aber sie haben einen anderen Selbstwert.

Franziska Schwab

Die Schule freut sich über Rückmeldungen und Kontaktaufnahme:

chare-team@sekfrenkendorf.ch

Mehr zum Projekt «Bottom up»:

www.sekfrenkendorf.ch/bottom-up

Werte und Visionen entlasten und kräftigen die Schule

In seinem Buch «Eigentlich müsste Schule doch Freude machen» zeigt Daniel Hunziker das Schuldilemma auf und zwei Wege, die hinausführen.

Sie sagen: «Mit dem Einzug von Eltern der Generation Y in der Volksschule werden das individuelle Eingehen auf die Bedürfnisse und die Eigenheiten der Kinder und Jugendlichen immer grösser geschrieben.» Was bedeutet das für die Schule?

Nach einer Zeit patriarchalischer Autorität – Erwachsene befehlen und Kinder gehorchen – hat eine Empathie-Entwicklung in den Familien und an den Schulen stattgefunden. Man begann zu fragen: Wie geht es eigentlich den Kindern? Diese Entwicklung ist grundsätzlich gut. Kinder sind unterschiedlich und brauchen Unterschiedliches. Das Pendel hat nun jedoch in die andere Richtung ausgeschlagen. Die Werthaltungen der Generation Y – unserer heutigen Schuleltern – sind in ein anderes Ungleichgewicht gefallen, das oft nicht mehr gesund ist. Heute fragt man, was die Kinder wollen, nicht was sie brauchen. Was Kinder wollen, hat mit kurzfristiger Lustbefriedigung zu tun. Was Kinder brauchen, hat mit essenziellen Entwicklungserfordernissen zu tun. In der Generation Y ist der Instinkt für diese Unterscheidung etwas verloren gegangen. Oder die Eltern trauen ihrem Instinkt nicht mehr. Weil sie Angst haben, altmodisch zu sein oder nicht zu genügen. Also machen sie es so wie ihre Freundinnen oder Nachbarn auch. Heute kann man sich im Netz verlieren, es gibt Ratgeber a gogo. Du liest, bis du nicht mehr weisst, wer du bist. Das führt weg vom eigenen Wahrnehmen und Körpergefühl bis hin zu Verunsicherung.

Ich kenne so viele Eltern, die ihre Kinder «zu Tode» fragen, was sie wollen. Kinder brauchen Orientierung, jemanden, der klar ist und auch mal einen Entscheid trifft und eigene Werthaltungen als Vorbild vorlebt.

Eltern müssen also wieder Führung übernehmen?

Ja. Aber nicht im Sinn von Macht ausüben, sondern von Verantwortung übernehmen in einem Vertrauensrahmen. Das gleiche Thema kennen wir in den Schulen: Früher bestimmten die Lehrpersonen, was in ihren Schulzimmern geschehen soll. Heute tun das zum Teil die Eltern. Und die Schulen – die Lehrpersonen – spüren und staunen und wissen nicht mehr, was sie tun sollen.

Was sollen sie tun?

Innehalten und sich besinnen: Was wollen wir eigentlich für unsere Kinder. Im Sinn von: Was brauchen Kinder, damit sie sich ihrer Natur entsprechend entwickeln können, und was brauchen wir Lehrpersonen, um unseren Schulalltag mit Freude – möglichst bis zur Pensionierung – gerne zu gestalten? Wir müssen uns also klar sein, wie Schule gestaltet werden soll, damit Kinder bekommen, was sie brauchen, und dies nach aussen vertreten. So kommen wir wieder in die Stärke.

Lehrpersonen stehen heute vor der Herausforderung, diametral entgegengesetzten Erwartungen gerecht zu werden: dem Eingehen auf Individualität und Eigensinn einerseits – und dem Einfordern von Unterordnung und Gemeinschaft andererseits. Können Sie ausführen?

Der Mensch hat zwei Grundbedürfnisse: Verbundenheit und Autonomie. Wer ausschliesslich nach Verbundenheit mit anderen strebt, gibt sich auf und schaut nur noch, dass es den anderen gut geht. Wer nur Autonomie will, ist ein Egomane, der schaut, dass es für ihn passt. So kann man nicht erfüllend zusammenleben. Es geht

um einen Ausgleich. Die Fragen lauten: Wie kann ich autonom und sozialfähig sein? Wie kann ich mich in eine Gemeinschaft eingeben, ohne meinen Eigensinn zu verlieren?

Wo findet man Orientierung?

Im Wesen, in der Natur der Kinder. Diese ist nicht so kompliziert. Es gibt sensible Entwicklungsphasen. Daran kann man sich orientieren.

Kinder entdecken zwischen 2 und 3, dass sie eigenständige Menschen sind. Sie können ein Glas oder einen Tisch verschieben und das Glas oder der Tisch entgegennimmt nichts darauf. Die Kinder lernen: Ich habe Macht über diese Dinge. Wenn sie dasselbe bei ihren Eltern tun, wird es problematisch, denn mit ihren Eltern müssen Kinder erleben, dass sie nicht gleich sind wie Dinge, sondern, dass Eltern, wie sie selber, eigene Bedürfnisse und einen eigenen Willen haben. Dadurch lernen sie, dass es Situationen gibt, in denen sie ihre Impulse durchsetzen können und andere, bei denen sie auf das Empfinden anderer Menschen Rücksicht nehmen müssen.

Kinder brauchen in ihrer Autonomieentwicklung Erwachsene, die mit ihren eigenen Impulsen und Gefühlen anwesend sind und sich ihren Kindern gegenüber spürbar machen. Erwachsene, die bereit sind, mit ihren Kindern Konflikte auszutragen, und nie ihre Würde opfern – dies aber auch nicht von ihren Kindern verlangen.

Wie kann Schule und das Zusammenleben in den Familien gestaltet werden, sodass Kinder und Jugendliche sich zu eigenständigen und gleichzeitig sozialen und integrationsfähigen jungen Menschen entwickeln können?

Zwei Wege führen aus dem Bildungsdilemma:

1. Die Eltern müssen wieder in ihre Kraft kommen und eine gesunde Führung der Kinder übernehmen. Sie müssen die Verantwortung für ihre eigene Würde sowie für die Sicherheit und Geborgenheit ihrer Kinder übernehmen und gleichzeitig liebevoll und klar mit ihnen in Beziehung sein.
2. In den Schulen soll genau das Gleiche passieren. Schulen sehe ich als grosses Segelschiff. Viele unglaublich engagierte Matrosen sind am Werk. Oft setzen die einen die Vordersegel nach Norden, hinten jedoch setzen nicht weniger engagierte Lehrpersonen die Segel nach Süden. Dies geschieht so, wenn nicht geklärt ist, wohin das Schiff segeln soll respektive welche Werte für die Gestalter:innen der Schule handlungsleitend sind. Hat eine Schule klare Werte, sitzt nicht mehr die einzelne Lehrperson den Eltern – oft auch den Jurist:innen – gegenüber, sondern es sind die Werte und die Vision der Schule, welche die Lehrpersonen lediglich vertreten. Dadurch werden Lehrpersonen entlastet und die Schule gestärkt.

Sie spielen aufs Leitbild an?

In meinem Buch habe ich einen Weg beschrieben, wie ich Visionen oder Leitbilder machen würde. Kopfgesteuerte Papiere bringen nichts. Ich würde es immer «bottom up» anpacken, Leute einbeziehen. Die Einbindung aller Beteiligten lässt mehr Engagement entstehen. Ein Leitbild ist der Startpunkt. Man muss daran arbeiten, sich darüber austauschen. Dann muss man einander zuhören können, nicht um besser zu entgegnen, sondern um einander besser verstehen zu können. Nur dann kann ein Team ein gemeinsames Verständnis entwickeln.

Heute fragt man, was die Kinder wollen, nicht was sie brauchen.

Das, was wir im Leitbild entwickelt haben, bringen wir danach in Beziehung mit dem, was wir in unserem Schulalltag leben. Wenn das, was wir tun, dem Leitbild entspricht, belassen wir es. Für das, was nicht unseren Visionen entspricht, suchen wir neue Wege. Den Schulleitungen dienen gemeinsame Visionen auch als Personalentwicklungsinstrument. Denn eine Vision braucht von den Lehrpersonen, die in ihrem Schulalltag die Vision umsetzen, gewisse Fähigkeiten und Haltungen. Diese zu entwickeln, sind persönliche Entwicklungsziele, die an Mit-

arbeitendengesprächen besprochen und vereinbart werden können. Damit kann die Schulentwicklung an Schulen mit der Personalentwicklung so verbunden werden, dass Leitbilder nicht einfach in Schubladen landen, sondern wirklich realisiert werden.

Theoretisch logisch. Was tun, wenn jemand sagt: Geht nicht.

Es gibt immer wieder Menschen, denen fehlt die Herausforderungszone. Sobald sie die Komfortzone verlassen, haben sie Angst und leisten Widerstand. Wenn man die Vision entwickelt hat, braucht es Entwicklung. Wer dazu nicht bereit ist, ist im falschen Boot und muss sich ein anderes suchen. Als Schulleiter habe ich aufgehört, mit dem ganzen Team vorwärtszugehen. Mal mit einer Gruppe starten. Wer Lust hat, fängt Feuer. Andere fangen Feuer, wenn etwas bereits in Bewegung ist.

Ihr neues Buch trägt den Titel: «Eigentlich müsste Schule doch Freude machen». Sie gehen davon aus, dass Schule nicht Freude macht?

Ich glaube, sie macht vielen Kindern, Lehrpersonen und Schulleitungen keine Freude. Das hängt mit dem genannten Dilemma zusammen und mit der Geschichte der Volksschule. In der Industrialisierung glaubte man, man müsse allen das Gleiche eintrichtern, dann komme das Gleiche raus. Wenn man will, dass Kinder Freude haben, gibt es einige Aspekte an der heutigen Schule, die neu gedacht werden müssen.



Daniel Hunziker ist Bildungsinnovator, Schulleiter, Lehrer und Buchautor.



Quartalsbuch von Bildung Bern:
Eigentlich müsste Schule doch Freude machen – Neue Wege aus dem Bildungsdilemma, 2024, HI-Verlag.

<https://www.bildungbern.ch/engagement/services/quartalsbuch>

Weitere Informationen:
www.hunziker-inspirationen.com

Wie kommen wir zur Freude?

Ich würde aufklären, damit man versteht, warum das Schulsystem so ist, wie es ist, woher das kommt. Wenn es kein Bewusstsein gibt, dass Kinder nicht Freude haben können, nicht erfolgreich sein können, wenn sie massiv über- oder unterfordert sind, fehlt Sinnhaftigkeit, um etwas ändern zu wollen.

Warum macht man an Schulen nicht das, was mehr Freude machen würde?

Weil man gar nicht will, dass alle erfolgreich werden und ihr Potenzial entfalten können. Schule hat den Auftrag, zu selektionieren, besser gebildete und schlechter gebildete Kinder hervorzubringen. Das ist nicht kindgerecht und mit dem Verlust von Lernfreude verbunden.

Es geht mir nicht darum, in erster Linie das Schulsystem zu ändern, sondern aufzuklären, weshalb Schule so ist, wie sie ist. Erst wenn wir ein Problembewusstsein haben, können wir sinnhaft handeln. Schule war schon immer und ist noch heute ein Abbild der Gesellschaft. Sie in ihrem Fundament zu verändern, bedeutet, die Gesellschaft verändern zu wollen.

Was würde passieren, wenn die Schule nicht mehr selektionieren müsste?

Es gäbe ein Selektionsdilemma. Wer käme wohin? Man würde wohl Gymnasien aufheben. Es geht um die Frage, wie man die Gesellschaft ändert. Es ist wohl eine orga-

nische Angelegenheit. Man kann nicht etwas tun und dann ändert sich alles. Fakt ist, dass viele Eltern und Lehrpersonen mit den Schüler:innen mitleiden und gerne etwas anderes möchten. Und: Privatschulen gehen in diese Lücke. Ich arbeite in einer Volksschule, weil ich überzeugt bin, dass man innerhalb des Systems so menschenwürdig wie möglich handeln sollte. Menschlichkeit soll möglichst vielen Kindern zukommen. Ein Rezept habe ich nicht. Wir sollten ein Bewusstsein für die Thematik entwickeln.

Warum soll ich Ihr Buch lesen?

Dann, wenn es Sie interessiert, eine möglichst menschliche Schule zu gestalten, in-

nerhalb der Rahmenbedingungen, die existieren. Das Buch macht Wissen über die Entwicklung von Kindern und Jugendlichen zugänglich, wenn man nicht mehr spürt, was Kinder brauchen. Es zeigt, wie man liebevolle Beziehungen gestalten kann und wie Eltern oder Lehrpersonen Verantwortung für ihre Kinder übernehmen können. Und besonders wichtig: Im Buch wird thematisiert, was Schulen brauchen, damit Lehrpersonen gerne arbeiten, und wie es möglich wird, dass Eltern sagen: «Ich gebe mein Kind gerne in die Schule, weil ich Vertrauen in die Lehrpersonen habe und weiss, dass mein Kind mit Freude lernen kann.»

Franziska Schwab

Potenziale entdecken, Stärken fördern

André Burri, Geschäftsführer von SwissSkills, ist überzeugt, dass Jugendliche für ihr Leben nach der Schule vor allem ein starkes Selbstwertgefühl und das Bewusstsein für ihre Stärken brauchen.

Mr. SwissSkills – so nennt man Sie – welche schweizerischen Fähigkeiten beeindrucken Sie?

Begeisterung, Bereitschaft, zu üben, auch Rückschläge entgegenzunehmen und Lernschritte zu verarbeiten, Lösungsorientierung: Junge Berufsleute, die an den SwissSkills teilnehmen, zeigen diese Fähigkeiten. Trotz enormem Druck.

Das duale Bildungssystem der Schweiz wird gelobt. Welches ist seine grösste Stärke, welches die grösste Schwäche?

In unserem System können sich viele entfalten und ihre Stärken nutzen. Es ist gut für die Schweiz, kann aber nicht ansatzweise kopiert werden. Das hat mit der Grösse des Landes zu tun. Und es ist historisch gewachsen. Die Durchlässigkeit und die Tatsache, dass wir eine praxisnahe Ausbildung in den Betrieben haben, sind die grossen Stärken. Lernende sind an der Front, arbeiten an realen Projekten mit echtem Kundenkontakt. Internationale Systeme haben ein Schulumfeld, das theoretische Verhältnisse abbildet. Unser System hat auch einen wunden Punkt. Es ist so gut wie die Ausbildungsbetriebe sind, in denen die Lernenden den grössten Teil der Zeit verbringen. In innovativen Betrieben mit Fachleuten, die die Jungen gut begleiten, profitieren diese mehr. Als Ausgleich gibt es die überbetrieblichen Kurse.

Sie setzen sich ein für die Zukunftsfähigkeit der Schweiz. Welche Skills braucht die Schweiz vor allem?

Wirklich zukunftsfähig sind methodische, soziale und persönliche Kompetenzen – also die Fähigkeit, mit unterschiedlichen Menschen und digitalen Assistenten zusammenzuarbeiten. Studien zeigen: Le-

benskompetenzen wie Selbstvertrauen, Durchhaltevermögen oder Frustrationstoleranz sind oft entscheidender für den Erfolg als Intelligenz oder Noten.

Wie gelangen wir zu diesen Skills?

Wir müssten ganz früh Projekte in die Schule einbauen, in denen Kinder etwas zusammen tun und Verantwortung übernehmen. Dann würden die Kids merken, worin sie stark sind. In Japan z.B. müssen die Schüler:innen das Schulhaus selbst reinigen. In den unteren Klassen darf es noch nicht um Fächer gehen. Die Schule soll das «vermitteln», was Kinder sich nicht alleine aneignen können. Es geht darum, die Potenziale aufzuspüren und Stärken zu stärken – nicht Schwächen ausgleichen zu wollen. In einer idealen Welt müsste Förderung individuell geschehen. Klar: Es ist eine grosse Herausforderung, mit jedem Schüler, jeder Schülerin ein separates Programm zu fahren.

Worauf müsste man denn konkret Gewicht legen?

Bis zur 5. Klasse sollte der Unterricht stärker anwendungsorientiert sein, mit mehr praktischen Erfahrungen. Das frühe Erlernen einer Fremdsprache ist sinnvoll, solange der Schwerpunkt auf dem Sprechen liegt; fürs Schreiben bleibt ab der 7. Klasse genügend Zeit. Durch eine praxisnähere Ausrichtung können Kinder wichtige Lebenskompetenzen entwickeln und den «Sinn der Schule» besser erkennen. Für ihr Leben nach der Schule brauchen Jugendliche vor allem ein starkes Selbstwertgefühl und das Bewusstsein für ihre eigenen Stärken.

Wir sagen, wir sollten noch viel früher mit Förderung und Begleitung beginnen. Vor der Schule. Sie?

Als Familienvater fände ich es gut. Es besteht aber die Gefahr der Überförderung.

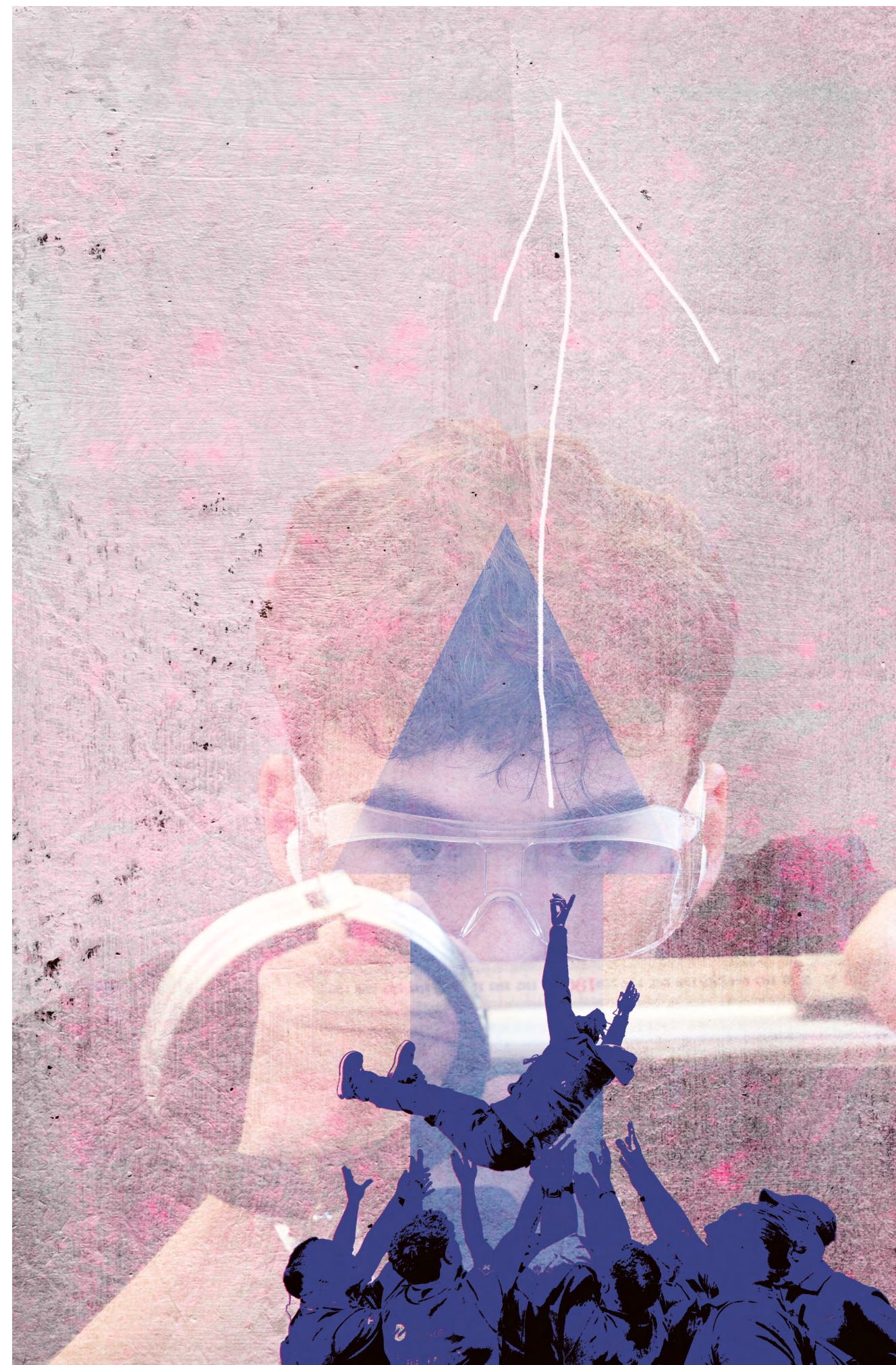
Wenn Förderung Druck macht, ist sie nicht gut. Vielleicht müsste man Raum schaffen, in dem Selbsterkenntnis möglich wäre. Es ginge vor allem darum, Erfahrungen zu ermöglichen. Zum Beispiel zwei Kubikmeter Erde auszubuddeln in einem Garten. Dann zu schauen, was alles drin ist, wie schwer das ist, was man damit alles tun kann. Es wäre wichtig, Fähigkeiten zu erkunden, damit die Schüler:innen sie in der 5. Klasse kennen.

Das braucht Zeit und Geduld. Was kann die Schule vom Reformtempo der Berufslehren lernen?

Das System ist darauf angelegt, dass die Bildungspläne alle fünf Jahre geändert werden müssen. Jeder Träger darf auch jährlich den Ausbildungsplan anpassen, die IT-Branche etwa tut das. Die Industrie definiert den Bildungsauftrag. Diese hat dauernd Vorlauf, sie muss ja auf dem Markt bestehen. Innovative Betriebe sind schneller. Das Berufsbildungssystem kann nur über Kooperationen weiterkommen. Man will junge Personen für die Branche ausbilden. Sie müssen an den neusten Maschinen in anderen Betrieben arbeiten können.

Welche Berufslehren sind besonders zukunftsfähig?

Es ist nicht zielführend, einzelne Berufe aufzuzählen. Die erwähnten Zukunftskompetenzen werden allgemein wichtiger. Alle Lehren, bei denen der Faktor Mensch, die sozialen und persönlichen Kompetenzen wichtig sind, wo Menschen interagieren, bleiben wertvoll.



Welche Lehren werden verschwinden?

Es verschwinden keine Berufe, sie entwickeln sich. Die Skills, die man haben muss, verändern sich. Der Drechsler ist heute der Polymechaniker, nur arbeitet er mit Metall. Die Methodik ist nach wie vor die gleiche. Mein Vater riet mir davon ab, Velomechaniker zu lernen. Heute ist der Beruf sehr gefragt, man sucht Leute. Diese brauchen aber auch ein Interesse für Elektronik. Oder: Ein Landmaschinenmechaniker muss drei verschiedene Computersysteme beherrschen. Der Fokus liegt stärker auf der Steuerung der Geräte als auf der Maschine.

Angenommen, der Kanton Bern schreibt einen neuen Job aus: Zukunftsbefähiger. Die Person, die den Job kriegt, muss die Schule neu denken, damit sie zukunftsfähig wird. Sie erhalten den Job. Womit beschäftigen Sie sich?

Als Sofortmassnahme würde ich die Nahtstelle zwischen Volksschule und Sek II neu definieren. Sie hat Potenzial. Die Lehrpersonen wissen nicht, welches die Anforderungen auf dem Arbeitsmarkt sind. Dieser kann zu wenig gut kommunizieren, was er von den Schüler:innen will.

Um dies zu ändern, würde ich das Modell von Luzern sicherlich beobachten, die positiven Elemente übernehmen und über jeden Beruf ein klares Anforderungsprofil legen. Radikale Flexibilisierung und Individualisierung der neunten Klasse wären nötig. Ein Metallbauer würde nicht mehr auf Franz getrimmt. Räumliches Denken

wäre für ihn wichtiger. KV-Lernende würden in Präsentationstechnik und Auftrittskompetenz geschult. Schüler:innen könnten in Bezug auf ihren zukünftigen Beruf Wichtiges oder Verpasstes aufarbeiten, nachholen, vertiefen. So würde die Motivation grösser.

Mittelfristig würde ich Bildungsgerechtigkeit sicherstellen. Die Digitalisierung hat Nachteile. Viele haben Angst davor. Sie birgt aber viele Chancen. Wir entwickeln selber Bots, mit denen sich Schüler:innen über Berufe austauschen können. Der Bot hört zu, man kann Fragen wiederholen, er formuliert einfach, wenn gewünscht. Der Haken: Wer die höhere Lizenz, den schnelleren Rechner hat, die Schule, die sich das alles leisten kann, hat grosse Vorteile. Schüler:innen an innovativen Schulen werden stärker profitieren. Was diesbezüglich auf uns zukommt, ist sozial etwas vom Größten, das wir je erlebt haben. Bildungsungerechtigkeit beginnt in der Familie und geht über die Gemeinden.

Wenn man jetzt nicht in die Bildung investiert, macht man wirtschaftlich und gesellschaftlich einen Riesenfehler. Lieber ein schön gestalteter Autokreislauf weniger, als zu wenig in die Bildung zu investieren.

Die Schule ist ein Dampfer, der sich nur langsam steuern lässt. KI ist effizient und blitzschnell. Wie passt das zusammen?

Der Dampfer ist das falsche Bild. Das würde ja bedeuten, dass wir alle gleichzeitig einsteigen, langsam herumgondeln, irgendwann zusammen aussteigen. Die Bildung

wird bei uns nicht zentralistisch gesteuert. Wir sind eher verschiedene Zodiac-Böötli. Der Lehrer, die Lehrerin gestaltet ihren Unterricht. Freiheiten sind vorhanden. Das ist die Chance. Das Schwierige ist, den Wandel mitzumachen. Man sollte viel mehr Möglichkeiten haben, das Individuelle zu fördern. Das System muss sich selber erneuern. Die Freiheiten sind da.

Was muss die Schule konkret tun, damit sie (noch) auf den KI-Zug aufspringen kann?

Unterrichtende müssen diese Entwicklung selber annehmen, selber nutzen, Lust haben, sie zu nutzen. Sie bietet so viele Möglichkeiten, um die Unterschiede zu verkleinern. Fremdsprachige Kinder könnten beispielsweise KI in ihrer Erstsprache nutzen.

Sie haben in Hotels, im Casino Kursaal Interlaken, bei Bernexpo und bei der Migros gearbeitet. Aus dieser Perspektive: Woran krankt die Schule?

Aus meiner Sicht krankt sie nicht. Sie hat neue Herausforderungen zu meistern. Wir laufen auf den Dismatch zu: Abgang neunte Klasse, Aufnahme Sek II. Aber das ist nicht ein isoliertes Problem der Schule, sondern eine Herausforderung der Gesellschaft.

Wer KI mit Taschenrechner vergleicht, hat das System nicht begriffen. Der Taschenrechner machte uns schneller und genauer, du musstest aber selber die Rechnung be-

greifen. KI erübrigt zum Teil das Denken. Wie bringst du jemandem bei, dass er trotzdem noch lernen muss? Kritisches Denken bedingt eine gewisse Basis. Die grosse Frage ist: Was soll ich überhaupt noch lernen, können?

Die Motivation aufrecht zu erhalten, ist eine grosse Herausforderung. Zu sagen «du musst es jetzt einfach trotzdem lernen», reicht nicht. Du musst das Mindset entwickeln, etwas lösen zu wollen, dem du bis jetzt so noch gar nicht begegnet bist.

Was macht die Schule gut?

Die Struktur ist da, die Durchlässigkeit grösser als früher, die Feedbackkultur hat sich verbessert, die Freiheiten der Schulen sind gross und wichtig. Aus schulischer Sicht läuft vieles gut. Der Inhalt müsste jetzt schnell adaptiert, verändert werden. Am Schluss darf nicht nur das Abfragen von auswendiglerbarem Wissen zählen. Dann kann der Freiheitsraum viel mehr bringen. In den fachlichen Bereichen geht oft der Knoten später auf. Und man kann jemanden mitziehen. Relevant ist, dass man seine Stärken kennt und auch nutzt.

Steht Selektion da im Wege?

Das Problem liegt nicht dort. Die Systeme sind oft durchlässig. Heute könnte individueller gearbeitet werden dank der Digitalisierung. Es wäre auch möglich, dass sich die besonders begabten Schüler:innen in einem Fach mit denjenigen einer anderen Schule, die in diesem Bereich besonders viel zu bieten hat, digital zusammenschalten. Corona hat gezeigt, dass einiges möglich



André Burri ist Geschäftsführer der Stiftung SwissSkills sowie offizieller Delegierter für die Schweiz bei WorldSkills International und WorldSkills Europe. In dieser Funktion ist er ein wichtiger Player in der Förderung von jungen Berufstalenten.

wäre. Leider ist man zu schnell wieder in den «Courant normal» übergegangen.

Kommt es primär auf den Faktor Mensch an, damit sich das System weiterhin erneuert? Wenn ja, wie erhält das System Schule die besten Leute?

Der Faktor Mensch spielt eine zentrale Rolle. Wichtig ist dabei, dass Lehrpersonen nicht alle gleich funktionieren müssen, sondern mit ihren individuellen Stärken gezielt eingesetzt werden. Dort, wo sie ihre Begeisterung, ihr Können und ihre Persönlichkeit einbringen können, entsteht der grösste Mehrwert.

Der Beruf der Lehrperson ist sinnstiftend und gibt viel zurück: Wer Kinder auf ihrem Weg begleitet, stärkt nicht nur deren Wissen, sondern vermittelt auch Lebenskom-

petenzen – und prägt damit eine ganze Generation. Das macht den Beruf hochattraktiv.

Damit Lehrpersonen diese Rolle ausfüllen können, brauchen sie Schutzräume vor dem übermässigen Druck von aussen, sei es durch überambitionierte oder durch desinteressierte Eltern. Wenn sie sich auf ihre Kernaufgabe konzentrieren können – Kinder zu fördern, zu stärken und ihre Entwicklung zu begleiten – gewinnen alle. Nämlich die Kinder, die Eltern und das System Schule insgesamt.

Franziska Schwab

Entscheidend sind Lehrpersonen, die begeistern können

Digitale Technologien, steigender Leistungsdruck, gesellschaftliche Ungleichheiten: Erziehungswissenschaftlerin Prof. Margrit Stamm zeigt auf, welchen gegenwärtigen Herausforderungen sich Schulen stellen müssen, um auch in Zukunft handlungsfähig zu bleiben – und wie dies gelingen kann.

In den letzten 10 bis 15 Jahren hat sich ein defizitorientierter Blick etabliert, der Kinder schnell pathologisiert.

Auf Ihrer Website prangt ein Bild mit der Aufschrift «Weniger Überförderung». Was soll die Schule in Zukunft ändern, damit Ihre Forderung wahr wird?

Das Bild richtet sich in erster Linie an Familien, die unter starkem Druck stehen, ihre Kinder früh zu fördern. Viele gut situierte Eltern wollen heute ihren Kindern ein perfektes Umfeld bieten. Verbunden ist damit die Gefahr einer Überförderung, die Kinder überlastet und bereits in jungen Jahren zu Schlafstörungen, Depressionen oder Burn-out-Symptomen führen kann. Schulen sollten das Thema aufgreifen und Eltern sensibilisieren, was Überförderung bedeutet. Eltern wünschen sich zwar das Beste für ihre Kinder, übersehen aber, dass ständige Zusatzkurse und ständiges Nachfragen, wo das Kind steht, die Belastung erhöhen und nicht zum gewünschten Ziel führen.

In den Schulen werden viele Fördermassnahmen angeboten. Was halten Sie davon?

Dass wir genauer hinschauen, ist grundsätzlich eine grosse Errungenschaft der heutigen Zeit. Fördermassnahmen können sinnvoll sein, gerade für Kinder mit deutlichen Entwicklungsrückständen. Chancenungleichheiten entstehen früh. Eine aktuelle deutsche Studie zeigt, dass bereits zweijährige Kinder aus einfach gestellten Familien nur über einen Drittel des Wortschatzes gleichaltriger Kinder aus privilegierten Familien verfügen. Früherkennung kann helfen, ungerechte Chancen zumindest ein wenig auszugleichen. Gleichzeitig hat sich in den letzten 10 bis 15 Jahren ein defizit-

orientierter Blick etabliert, der Kinder schnell pathologisiert. Das ist problematisch. Wir wissen, dass Kinder sich in ihrer Entwicklung unterscheiden – was eines mit zwei Jahren kann, erreicht ein anderes vielleicht erst mit drei. Da angemessenes, entwicklungsorientiertes Warten nicht im Trend liegt, werden Kinder vorschnell in Therapien geschickt. Wichtig wäre, abzuwägen, wann eine Diagnose Sinn macht. Man darf auch bewusst entscheiden, zuzuwarten. Kinder, die sehr schnell in Therapien geschickt werden, können im Selbstwertgefühl beeinträchtigt werden. Verstehen Sie mich nicht falsch: Früher war nicht alles besser. Damals sagte man vielleicht: «Das gibt sich schon von selbst» und schaute weg. Heute schlägt das Pendel in die andere Richtung. Sinnvoll wäre ein potenzialorientierter Blick, der Kindern Vertrauen und Entwicklungsspielraum gibt.

Wie verändert sich das Lernen durch Digitalisierung und KI?

Spätestens seit Corona wissen wir, dass digitale Geräte unverzichtbar sind. Besorgniserregend ist allerdings, wie früh Kinder Smartphones nutzen – und wie oft Eltern schlechte Vorbilder sind. Eltern antworten teilweise nicht, wenn das Kind zu ihnen etwas Beziehungsorientiertes sagt, sie das jedoch wegen des Fokus aufs Handy gar nicht wahrnehmen. Erste Studien belegen, dass dadurch weniger Automatisierung stattfindet und sprachliche Defizite verstärkt werden. Das Problem ist erkannt und muss jetzt bearbeitet werden. In vielen

Kantonen werden jetzt Handyverbote verhängt. Das bringt kurzfristig Ruhe. Ich frage mich aber, ob wir so eine gute Grundlage für medienkompetente Menschen legen. Für die Schulen mag dies hilfreich sein. Aber: Was geschieht um 16 Uhr, wenn die Kinder nach Hause gehen? Die Thematik müsste ganzheitlicher angegangen werden. Einerseits müsste die Emotionalisierung von Chatbots und andererseits die Verbreitung von Fake News thematisiert werden. Hinzu kommen die benötigten Sprachkompetenzen, um die richtigen Fragen stellen zu können. Für Kinder, die noch kein grosses Hintergrundwissen haben und einen Vortrag über Wildkatzen vorbereiten, ist es schwierig, Quellen kritisch zu prüfen. Kinder aus privilegierten Familien erhalten Unterstützung beim Umgang mit KI, benachteiligte Kinder dagegen kaum. So könnte die soziale Ungleichheit wachsen. Deshalb dürfen Lehrpersonen nicht nur auf digitale Selbstlernprozesse setzen. KI sehe ich als Assistenz – aber das Menschliche im Unterricht bleibt das Wichtigste: Wir brauchen Lehrpersonen, die begeistern können.

Lernen wird also nicht bloss noch von zu Hause aus stattfinden?

Während Corona sahen wir: Es gibt Kinder und Jugendliche, die von einem solchen Setting profitieren. Die haben ein schönes Zimmer mit einem eigenen Schreibtisch und Computer, ein Elternteil, der zu Hause

ist und beim Organisieren hilft. Aber: Die Mehrheit der Schüler:innen – und auch viele Studierende – brauchen Anleitung, fixe Termine und Nägel, die eingeschlagen werden.

Coach, Beziehungsgestalterin oder Fachexperte – wie sieht die Lehrperson der Zukunft aus?

Ich bin skeptisch, wenn es heisst, die Aufgabe der Lehrperson wird sich radikal in Richtung Coaching verändern. Das wird vielleicht ausreichen bei einem Kind, das von zu Hause einen guten Rucksack mitbringt. Lerntechniken dürfen nicht vorausgesetzt, sondern müssen vermittelt werden. Lehrpersonen der Zukunft brauchen eine breite Methodenvielfalt, um Kinder in heterogenen Klassen führen zu können. Sie müssen entscheiden, wann digitale und wann analoge Lernformen sinnvoll sind. Und: Lehrpersonen brauchen eine bestimmte Haltung. Darüber sprechen wir zu selten. Eine Lehrperson sollte merken: Hier wirken Vorurteile. Kinder aus bildungsfernen Familien werden nach wie vor unterschätzt und schwächer eingestuft, obwohl sie die gleichen Leistungen zeigen. Diese Muster können sich über KI sogar verstärken. Gebe ich beim Erstellen eines individualisierten Arbeitsblatts ein: «Dieser Junge hat sehr wenig Betreuung zu Hause», werden Lernziele mit weniger hohen Ansprüchen formuliert. Daher muss sich eine Lehrperson sehr bewusst sein, welche Aufgaben sie einer KI gibt. Denn: Die Verantwortung ist und bleibt bei der Lehrperson. Sie bleibt die entscheidende Fachperson. Lehrpersonen müssen vereinfachen kön-

nen, ohne vorschnell Probleme auszulagern. Das muss auch bei angehenden Lehrpersonen thematisiert werden. Heute werden Menschen so sozialisiert, dass sie sich bei jedem Problem sofort Expertise holen.

Und wie werden solche Personen in Zukunft ausgebildet?

Eine grosse Frage wird sein: Inwiefern verändern Digitalisierung und KI die Attraktivität des Lehrberufs? Die meisten Menschen, die heute Lehrerin oder Lehrer werden, sagen: «Ich möchte mit Kindern arbeiten.» Doch je nachdem, wie KI interpretiert wird, geht es auch um die Frage, inwiefern diese Menschen in Zukunft auch nebenbei eine Maschine füttern wollen. Vielleicht fühlen sich nicht mehr dieselben Menschen vom Beruf angezogen, die es heute sind. Interessant finde ich hier die Quereinsteigenden. Ich meine damit die, die effektiv die Ausbildung nachholen und dabei manche wichtigen Lebenskompetenzen mitbringen. Solche Menschen könnten auch in Zukunft eine wichtige Ressource sein.

Wie geht die Schule in Zukunft mit sozialer Ungleichheit um?

Die Schule schafft nicht soziale Ungleichheit, aber sie verstärkt sie. Ein erster Schritt wäre, dies überhaupt zur Kenntnis zu nehmen. Das Prinzip «Wer will, der kann» ist tief verankert, doch eine heuchlerische Angelegenheit. Darüber müsste die Bildungs-

politik mehr diskutieren. Würde Chancengerechtigkeit ernst genommen, müssten benachteiligte Kinder in Zukunft zusätzliche Unterstützung bekommen, damit sie zumindest eine ähnliche Chance wie privilegierte Kinder hätten, um zu reüssieren. Seit Jahrzehnten stagniert der Anteil von Arbeiterkindern an Gymnasien, während jener von Akademikerkindern stark gewachsen ist. Ich meine damit nicht, dass alle ans Gymnasium müssten. Nein, doch würden Neigungen und Fähigkeiten ent-

Würden Neigungen und Fähigkeiten entscheiden, hätten wir mehr Arbeiterkinder an den Gymnasien und in der Berufslehre mehr Akademikerkinder.

scheiden, wer wohin kommt, hätten wir mehr Arbeiterkinder an den Gymnasien und in der Berufslehre mehr Akademikerkinder. Schulen spielen diesbezüglich eine wichtige Rolle. Lehrpersonen schauen zu sehr darauf, aus welchem Elternhaus ein Kind stammt. Es darf nicht sein, dass je nach familiärem Hintergrund zu einer anderen Laufbahn geraten wird. Das braucht aber Auftrittscompetenz und das Bewusstsein: Hier bin ich die Fachperson.

Foto: Rafael Waldner



Weitere Informationen:
www.margritstamm.ch

Warum ist Ihnen dieses Thema so wichtig?

Ich bin ein Arbeiterkind. Mein Vater war Bodenleger, meine Mutter absolvierte nur sieben Schuljahre. Ich erlebte mit, wie ich viel besser sein musste als Akademikerkinder, um dieselben Chancen zu bekommen. Lehrpersonen haben wenig an mich geglaubt. Meine Eltern hatten Angst, dass ich «abhebe», wenn ich eine akademische Laufbahn einschlage. Das hat mich geprägt. In unseren Langzeitstudien sahen wir immer wieder, wie stark Herkunft den Bildungsweg bestimmt. Ich erinnere mich an einen Jungen, der in unserer FLR-Studie im Vorschulalter bereits wie ein Drittklässler las. Die Bibel und das Telefonbuch waren die einzigen Bücher bei ihm zu Hause. Dieser Junge wollte später Architektur studieren. Davon wurde ihm aber von allen Seiten abgeraten. Schliesslich machte er eine Hochbauzeichner-Lehre. Mich treibt diese Ungerechtigkeit an. Ich gebe nicht auf, darauf aufmerksam zu machen.

Fachkräftemangel, zunehmende psychische Probleme usw. Die Schulen der Gegenwart sind gefordert. Wie können Schulleitungen und Lehrpersonen trotzdem die Zukunft der Schule mitgestalten?

Erfolgreich sind Schulen, die pädagogische Leitideen haben, die sich Ziele setzen und sichtbar machen, dass sie ein bestimmtes Modell entwickeln wollen. Eine Schule legt dabei den Fokus auf Lernlandschaften und SOL (selbstorganisiertes Lernen), eine andere auf gleiche Chancen für alle. Es geht darum, im Kleinen etwas zu verändern und daraus Kraft und Zuversicht zu schöpfen. Konkrete Ziele helfen, wach und mutig zu bleiben und auch Bremser:innen mitzunehmen.

Was war das Unkonventionellste, das Sie in Zusammenhang mit Schule gesehen haben?

Zwei Kindergarten-Lehrpersonen – eine Frau und ein Mann – teilen sich ein Pensum an einer anspruchsvollen Kindergartenklasse. Letztes Jahr haben sie mit einem Projekt gestartet: Sie gehen regelmässig mit den Kindern auf den Wochenmarkt und lassen sie dort für einen kleinen Betrag selbst einkaufen. Die Kinder sind in Gruppen mit klaren Rollen unterwegs. Die Lehrerin erzählte mir, zu Beginn hätten sich die Kinder gar nicht getraut, an die Stände zu gehen und zu sprechen. Innerhalb eines Jahres hätten sie es geschafft, dass alle Kinder selbst etwas kaufen konnten. Das ist quasi Street-Mathematics. Dieses Lernen vor Ort finde ich wichtig.

Wie sieht Schule im Jahr 2050 aus?

Ich denke, Digitalisierung und KI werden zu einer Bildungsrevolution führen, in welcher es neue Verhaltensweisen und Tools brauchen wird. Die Frage ist, ob wir aktiv mitgestalten oder ob wir uns davon überrollen lassen. Auf zwei Punkte möchte ich aufmerksam machen. Erstens: Corona hat gezeigt, wie sehr Kinder die persönliche Beziehung zur Lehrperson brauchen. 19 Prozent der Schüler:innen klinkten sich damals aus dem digitalen Fernunterricht aus, konnten kaum erreicht werden – eine Tatsache, die wir ernst nehmen müssen. Zweitens gibt es immer einen Zeitgeist. Vor rund 30 Jahren, vor PISA, war das psychische Wohlbefinden ein grosses Thema an Schulen. Genau wie heute hatten wir damals die Thematik des Leistungsdrucks. Man forderte Zeiteinseln und Erholungsphasen in der Schule, mehr Musik, dafür weniger Mathematik. 2001 kamen dann die PISA-Studien. Nun war man plötzlich bestrebt, das Leistungsniveau der Schüler:innen zu erhöhen, insbesondere in Mathematik und Erstsprache. Der Zeitgeist ist schwer vorhersehbar. Wir können uns aber den Gegenwartsproblemen widmen, dem gestiegenen Leistungsdruck und der Zunahme der psychischen Probleme.

Céline Massa

Konflikte fair lösen – für ein besseres Miteinander

Unsere Kurse bereiten Kinder und Jugendliche darauf vor, fair zu streiten und Konflikte respektvoll zu lösen, denn Streit gehört zu Beziehungen dazu.



Jetzt mehr erfahren
→ srk-bern.ch/chili

Croix-Rouge suisse
Schweizerisches Rotes Kreuz
Canton de Berne Kanton Bern



Mach kleine Schritte mit grosser Wirkung.

PHBern

Pädagogische Hochschule

Das macht Sinn



Jetzt zur
online Info-Veranstaltung
vom 19. November 2025 anmelden.

Teamteaching, Gelassenheit und Mut zur Lücke

Li Laffer, Maria Mani und Regina Beyeler sind ein gut funktionierendes Team von Fachpersonen im Kindergarten. Sie sprechen über Gelingensbedingungen und darüber, wie der Kindergarten in Zukunft sein sollte.

Der berühmte Flaschengeist gewährt euch einen Wunsch für den Kindergarten der Zukunft. Welcher wäre es?

Li Laffer (LL): Die Arbeitsweise des Kindergartens, vor allem das freie Spiel, bis in die Schule «hochzuziehen».

Regina Beyeler (RB): Längere Zeit fürs freie Spiel, über mehr Schuljahre, und weniger Bürokratie – simplere Förderpläne, mehr Zeit für die Kinder.

Maria Mani (MM): Mehr Betreuungspersonal. Dann wären Ausflüge und Lernorte ausserhalb besser möglich.

Im Kindergarten ist die Vielfalt der Kinder besonders gross. Wie geht ihr damit um?

LL: Wir zeigen den Kindern auf, dass nicht alle dasselbe brauchen – und dass das völlig in Ordnung ist. Ich sehe Vielfalt als Chance und nicht als Nachteil.

MM: Genau. Kinder lernen von ihren unterschiedlichen Stärken.

LL: Sie lernen ständig miteinander und voneinander.

Viele sagen, Kinder kommen heute motorisch schwächer und auffälliger in den Kindergarten. Stimmt das?

LL: Ich glaube, wir waren auch wild. Und die Kinder heute sind oft einfach jünger.

RB: Den Einfluss von übermässigem Medienkonsum merkt man aber schon. Viele Kinder sind aufs Konsumieren digitaler Medien fixiert. Das wirkt sich oftmals negativ aufs Verhalten aus. Im Kindergarten sollen und können sie kreativ sein.

LL: Und das schaffen sie – wenn man ihnen Raum und Zeit gibt.

MM: Hoher Medienkonsum bedeutet weniger Zeit, um motorische Erfahrungen zu sammeln. Dies kann im Kindergarten auf-

fallen. Ich denke, das hohe Tempo der digitalen Welt begünstigt innere Unruhe.

Ihr werdet als starkes Team wahrgenommen. Was ist euer Geheimnis?

RB: Wir sind unterschiedlich, aber teilen die gleichen Werte. Wir sind flexibel und gerne im Austausch.

LL: Wir spielen gerne Detektiv:innen und wollen verstehen, warum ein Kind sich so verhält, wie es sich verhält und wo man ansetzen könnte.

MM: Unterschiedlichkeit ist ein Vorteil: Wenn Li mit «Weltall» kommt, einem Thema, das mir fern ist, lasse ich mich trotzdem darauf ein – und staune dann, wie spannend es wird. Wir zerreden nicht alles und sind tolerant.

Und wie unterstützt ihr euch konkret?

LL: Ich erstelle den Jahresplan und gemeinsam füllen wir ihn mit Leben. Ich fühle mich nie allein verantwortlich. Das entlastet sehr.

MM: Wenn Li Elterngespräche hat, übernehme ich zum Beispiel das Laternenbasteln. Wir denken füreinander mit, ohne alles bürokratisch vorauszuplanen und genau abzusprechen. Das Ganze gemeinsam im Auge behalten, darum geht es.

RB: Ich helfe, wo es nötig ist: unterstützen, beraten, auch mal ein Kind herausnehmen. Damit ich gezielt mit ihm arbeiten kann. Als ich neu ins Team kam, habe ich zuerst beobachtet und erst dann gehandelt. Das empfehle ich allgemein.

Wie entsteht euer Jahreskonzept?

LL: Letztes Jahr hatten wir z. B. das Jahresthema «Baum».

MM: Es begann mit einer Idee. Dann wuchs es im Dialog. Wir starteten zum Beispiel bei den Wurzeln und schauten an,

welche Tiere dort leben. Dann gingen wir weiter, zu den Blättern, in den Himmel, bis zum Weltall. Am Ende entstand dazu ein Theaterstück.

Worauf seid ihr stolz?

LL: Auf das Vertrauen ins Team, in die Kinder und darauf, dass aus unseren Plänen in Zusammenarbeit mit den Kindern etwas entsteht.

RB: Wir lassen den Kindern Raum, um Erfahrungen zu sammeln.

Was stärkt euch – und was bremst?

LL: Stärkend ist ein gutes Team – gute Beziehungen bis zur Schulleitung und zum Partnerkindergarten. Schwächend ist es, wenn Rückhalt fehlt.

MM: Auch das private Umfeld ist wichtig. Und zu zweit unterrichten entlastet enorm. Wenn ich mit den Kindern alleine bin, geht mein Puls schon ab und zu hoch, wenn es brenzlige Situationen gibt.

RB: Die Kinder spüren sofort, wie das Team funktioniert. Ein guter Zusammenhalt überträgt sich. Ist die Stimmung im Team gut, ist auch die Stimmung bei den Kindern besser. Fehlt Platz im Kindergarten, kann dies auch sehr bremsend sein. Eltern-Feedback wiederum stärkt.

Euer Survival-Guide für Kindergartenlehrpersonen?

LL: Gelassenheit, Geduld und Mut zur Lücke.

RB: Humor – damit gewinnt man Kinder. Und selber ein Stück weit Kind bleiben.

MM: Die Fähigkeit, zu staunen und den Blick aufs Gute zu richten.

RB: Selbstkritik – aber nicht zu viel. Fehler sind menschlich.



Von links: Li Laffer ist Klassenlehrperson im Kindergarten. Bei den Pferden macht sie Pause und beim Tanzen sammelt sie Inspiration und Kreativität für den Kindergarten.

Maria Mani arbeitet als Teilzeit-Kindergartenlehrperson. Beim Musizieren kann sie abschalten und mit ihren Kindern testet sie regelmässig Bastelprojekte für den Kindergarten.

Regina Beyeler ist eine frischgebackene Heilpädagogin. Im Sprinttraining der Leichtathletik schult die Bernerin Schnelligkeit, Fokus und Durchhaltevermögen. Das sind Eigenschaften, die sie auch in ihrer Arbeit mit den Kindern gewinnbringend einsetzt.

Zusammen sind sie ein Team von Fachpersonen im Kindergarten Baumgarten in Bern.

Franziska Schwab

Und die Elternarbeit?

LL: Vertrauen aufbauen, einen guten Austausch pflegen. Manchmal sind wir die erste Fremdbetreuungsinstanz. Eltern geben viel ab. Eine kurze Rückmeldung später am Tag, gerade wenn ein Kind morgens weint und Eltern es so im Kindergarten loslassen müssen, schafft Sicherheit. Auch Eltern handeln immer aus einem Grund.

Zum Schluss: Euer Traum-Kindergarten der Zukunft?

Alle: Ganz viel Zeit mit Teamteaching.

RB: Mehr Zeit in einer Klasse, denn Zeit ist die Grundlage jeder Beziehung.

MM: Teamteaching macht gesünder – sowohl Kinder als auch Lehrpersonen.

LL: Grössere Räume fürs Freispiel in der Schule, Projekte über Stufen hinweg.

RB: Mehr Budget für Projekte.

MM (lacht): Und eine Maschine, die in der Garderobe beim Anziehen der Winterkleider hilft!

Den Schulen grösstmögliche Spielräume einräumen

Prof. Dr. Wolfgang Beywl spricht im Interview darüber, warum es so wichtig ist, das Lernen sichtbar zu machen.

Der Weg zu einer wirkungsvollen Praxis im Bildungswesen beginnt mit sichtbarem Lernen. Was sollen wir darunter verstehen?

Darauf gibt es mehrere Antworten. Ich möchte etwas ausholen, um Missverständnissen vorzubeugen:

1. Lernen ist unsichtbar. Es handelt sich um einen Vorgang, der in Körper und/oder Geist abläuft. Dieser schafft neue Verbindungen im Gehirn. Diese sind eng mit körperlichen Abläufen und Zuständen verbunden. Selbst mit Hirnscans kommt man dem Lernen nicht wirklich auf die Spur.
2. Was in der Schule teilweise sichtbar wird, sind Resultate von Lernen: Diese werden auch als Kompetenzen bezeichnet; z. B. einen längeren Text flüssig und gekonnt betont vorlesen oder eine Übung im Sportunterricht korrekt ausführen. Diesen sichtbaren Teil der Kompetenz nennt man «Performanz», also das Hervorgebrachte oder Ausgeführte.
3. Beim unsichtbaren Teil der Kompetenz handelt es sich z. B. um erworbene Automatismen, wie sie hinter dem Kopfrechnen stehen. Ebenfalls unsichtbar sind die Bereitschaft und die emotionale Stabilität, Wissen und Können in einer bestimmten Situation, z. B. in einer Prüfung, zu zeigen. Um Kompetenzen «sichtbar» zu machen, werden «Anzeiger» oder «Indikatoren» gesucht. Diese sind Hilfsmittel, um auf das Unsichtbare zu schliessen. Man kann dafür z. B. massgeschneiderte oder standardisierte Tests einsetzen. Indikatoren helfen, Kompetenzen sichtbar zu machen. Was nicht ausschliesst, dass man sich über Details der Leistungsmessung streiten kann.
4. Wenn es um wirkungsvolle Praxis geht, dann müssen wir noch tiefer gehen und versuchen, Prozesse des Lernens sichtbar zu machen: Wir suchen nach Hinweisen, die uns einen zuverlässigen Eindruck da-

von verschaffen, was an Lernen in welchem Ausmass stattfindet. Wie beim Hirnscan gibt es auch dafür technologisch unterstützte Annäherungen, zum Beispiel das Erfassen von Augenbewegungen beim computerunterstützten Lernen. Mein Interesse gilt hingegen dem Lernensichtbarmachen als integrierter Bestandteil von Unterricht: Lehrpersonen und Lernende schaffen gemeinsam «objektivierte» Transparenz dazu, was in den Stunden, die Kinder und Jugendliche in schulischen Lehr- und Lernsettings verbringen, an Lernprozessen stattfindet. John Hattie fasst das in die Metapher «Durch die Augen der Lernenden sehen».

Warum findest du Lernensichtbarmachen so wichtig?

Lernensichtbarmachen ermöglicht datengestützte Antworten auf Schlüsselfragen der Unterrichtsentwicklung: Wie können unterrichtliche Interventionen so gestaltet werden, dass sie optimal an die jeweilige Lernausgangslage anschliessen und zu den Lernintentionen hinführen? Wie kann unterstützt werden, dass möglichst viele Kinder und Jugendliche potenzialangemessene und exzellente Lernresultate erreichen?

Was setzt Lernensichtbarmachen voraus?

Eine Reihe von «Geisteshaltungen». Mit diesem Wort haben wir das von John Hattie in seinen Büchern genutzte «Mindsets» übersetzt. Er listet zehn davon als essenziell für «Visible Learning» auf. Ich möchte zwei hervorheben: Das Schul- und Lernklima ist die Grundlage dafür, dass es zu optimalen Lernprozessen und schliesslich Lernleistungen kommt. Im «Illustrierten Leitfaden: Lehren und Lernen sichtbar machen» (Quartalsbuch von Bil-

dung Bern) veranschaulicht dies die Info-Grafik «Gefühl der Zugehörigkeit». Sie enthält fast 60 Indikatoren, wie Lernende dieses Gefühl zeigen bzw. merken und wie Lehrpersonen es zeigen bzw. merken. Schul- und Lernklima sichert die emotionale Basis fürs Lernensichtbarmachen. Dafür tragen alle Verantwortung: Lehrpersonen, Schulleitung, Lernende, Eltern. Die entsprechende Geisteshaltung der Lehrperson lautet: «Ich entwickle positive Beziehungen und baue Vertrauen auf, sodass das Lernen an einem Ort stattfinden kann, an dem Fehler willkommen sind und von anderen gelernt werden kann und soll.» Die zentrale kognitive Geisteshaltung besteht darin, dass Lehrpersonen sich als Evaluierende des eigenen Unterrichts verstehen. Dies schliesst ein, dass sie die Lernleistungen von Schüler:innen als Rückmeldung zu ihrem Unterricht auffassen und nutzen. Dieser Perspektivenwechsel gehört zum «evaluativen Denken». Es verbindet die Kernkompetenzen professioneller Lehrpersonen mit einer weiteren Fähigkeit – nämlich Daten dazu gewinnen zu können, wie sich Lernende voranbewegen und wie gut Unterricht dies unterstützt. Massgeschneiderte Interventionen werden eingesetzt, damit Ziele erreicht werden können.

Lernen soll an einem Ort stattfinden, an dem Fehler willkommen sind und von anderen gelernt werden kann und soll.

Das Erreichen von Zielen wird durch Indikatoren «messbar». Kriterien für Erfolg werden vorab transparent gemacht. Die Lernenden werden an der Erzeugung, Bewertung und Nutzung der Daten beteiligt. Während der eine Hauptteil des evaluativen

Schul- und Lernklima sichert die emotionale Basis fürs Lernensichtbarmachen. Dafür tragen alle Verantwortung: Lehrpersonen, Schulleitung, Lernende, Eltern.

Denkens – das didaktische Planen und Umsetzen – geübte Praxis von Lehrprofis ist, so ist der zweite Hauptteil – das Sichtbarmachen mit Belegen und Daten, der Dialog mit den Lernenden darüber, die Bewertung z. B. von Effektivität und Effizienz usw. – ein Entwicklungsfeld.

Mit dem Programm «Luise» macht dein Team Lernfortschritte ebenfalls sichtbar. Welche Erfahrungen macht ihr damit?

Das Luise-Verfahren ist in über 2000 Projekten an Schulen erprobt, und seine Wirksamkeit und Umsetzbarkeit sind durch die wissenschaftliche Begleitung festgestellt. Es macht erstens für alle sichtbar, wie wirksamer Unterricht stattfindet und wie er datengestützt weiterentwickelt werden kann. Es ist zweitens ein praxisintegrierter Weg, die evaluative Denkweise auszuprobieren und in das eigene professionelle Profil zu integrieren. Das erfordert eine überschaubare Zahl an Weiterbildungsstunden, manche schaffen es allein mit dem «Praxisbuch». Luise ermöglicht überdurchschnittliche Lernfortschritte und trägt zu Entlastung, Wohlbefinden und Erfolgserlebnissen aller in der Klasse bei.

Du plädiert für nutzerfreundliche digitale Lernsysteme, die den Lernfortschritt sichtbar machen. Wieso diese Begeisterung fürs Digitale?

Während man Luise als einzelne Lehrperson oder im Team schon morgen umsetzen kann, sind diese digitalen Lernmanagementsysteme für viele noch Zukunftsmusik. Ich habe schon 2018 in Neuseeland «SchoolTalk» gesehen. Im deutschsprachigen Bereich nutzen Schulen z. B. das von der Alemannenschule entwickelte DiLer. Lehrpersonen teilen Material über Dutzende Schulen hinweg, müssen weniger in-

haltlich vorbereiten. Zusammen mit fehlerfreundlichem Schul- und Lernklima sowie einer evaluativen Geisteshaltung ermöglichen digitale Plattformen einen qualitativen Sprung: Die Lernenden laden Belege für ihre Lernprozesse (z. B. tagebuchartige Notizen) und für Lernresultate auf die Plattform hoch. Sie stärken dabei ihre Selbstregulation und ihre Selbstwirksamkeit. Sie erleben sich als Mitgestaltende von Unterricht, erfahren folgenreiche Partizipation. Lehrpersonen sehen auf dem Dashboard, wie der Kompetenzfortschritt bei Einzelnen, im Jahrgang, in der Schule verläuft. Sie können sowohl digital als auch in persönlichen Coachinggesprächen zeitnah Lernfeedback geben, auch weil sie von Vorbereitung und Korrekturen (z. B. durch Peer-Assessment) entlastet werden. Dies vergrössert Lernfortschritte. Wir haben in den letzten Jahren viel dazugelernt, wie Feedback lernwirksam gegeben werden kann. Auch Eltern können einbezogen werden. Wenn man sich das vor Augen führt, wird klar, dass dies eine fehlerfreundliche Kultur des Willkommens, der Akzeptanz und der Freundschaftlichkeit erfordert, über die Schule hinaus.

Wäre es sinnvoll, wenn der Kanton Werkzeuge formativer Leistungsmessung zur Verfügung stellen resp. verpflichtend einführen würde (z. B. Mindsteps / Lernpass plus)?

Ich halte diese Instrumente für vielversprechend, wenn sie formativ, also für die Lernförderung und Individualisierung genutzt werden. Aber die Tools allein nützen wenig,

können sogar kontraproduktiv sein. Gelingensvoraussetzung ist eine evaluative Denkweise. Diese ermöglicht, die Dynamiken einer formativen Nutzung von Messsystemen für Schüler:innenleistungen zu verste-

hen. Es ist in Ordnung, wenn das formative Versprechen solcher Tools eingehalten wird. Formatives Versprechen würde bedeuten: «Wenn du mehrfach kleine Tests absolvierst, mit dem Tool übst, dich anstrengst, weisst du genauer, wo du stehst. Du bekommst Feedback, um besser zu werden, um dann schliesslich auch Tests mit Noten oder Punkten erfolgreich zu absolvieren.» Schüler:innen müssen darauf vertrauen können. Lehrpersonen müssen konsistent handeln: Sie dürfen nicht rein formative Nutzung versprechen und im Hintergrund Punkte für die Notengebung sammeln. Sobald Lernende so etwas merken, werden sie sich taktisch verhalten, Fehler verschleiern, womöglich unerlaubte Hilfsmittel nutzen, zumal wenn aus ihrer Sicht viel auf dem Spiel steht. Diese evaluative Geisteshaltung zu leben, ist wichtig, sodass eine faire, nützliche und genaue Bewertung zur geübten Praxis wird – stets mit Transparenz dazu, für welche Zwecke (formativ oder summativ) Bewertungen genutzt werden. Da dies durch Lehrpersonen im Alleingang nur sehr begrenzt realisiert werden kann, braucht es schulweite Entwicklung für Lernklima und evaluatives Denken.

Schule der Zukunft ist Schule ohne Selektion. Stimmt das für dich?

Man kann für Schulen ohne Selektion eintreten, weil dies die Bildungsgerechtigkeit erhöhen würde. In der medial geführten Debatte wird dies gerne lautstark und emotional aufgeladen. Meine Befürchtung ist,



Prof. Dr. Wolfgang Beywl war Leiter der Professur für Schulentwicklung an der PH FHNW und ist aktuell in Forschung, Entwicklung und Weiterbildung für Schulen und Hochschulen tätig. Er ist Co-Übersetzer und Co-Autor mehrerer Visible-Learning-Bücher von John Hattie, Gesellschafter von Univation-Institut für Evaluation, Köln, Autor vom Lehr- und Handbüchern zu Evaluation/ Selbstevaluation in Schule, Hochschule und Weiterbildung.

Luuise:

www.lernensichtbarmachen.ch
www.fhnw.ch/wbph-luuise

Digitaler Austausch mit Wolfgang Beywl zu Lehren und Lernen sichtbar machen konkret:

Dienstag, 4.11.2025, 17.30 bis 18.30 Uhr.

Anmeldung: franziska.schwab@bildungbern.ch

dass es zu einem unproduktiven Kulturkampf kommt, wenn man dies z.B. auf kantonaler Ebene einheitlich angehen wollte. Vielmehr halte ich es für wichtig, Schulen grösstmögliche Spielräume einzuräumen, wie sie Bildungsgerechtigkeit mit Lerneffektivität für alle kombinieren wollen. Mein Eindruck ist, dass der Kanton Bern zu denjenigen zählt, die hierfür Möglichkeiten bieten.

Grosse Lerngruppen mit Altersunterschied: Das ist für dich eine Bedingung für das Lernen der Zukunft. Warum?

Das hier veranschaulichte Szenario lässt sich in grösseren Lerngruppen effizienter verwirklichen als in herkömmlichen Klassenverbänden. Es geht effizienter, wenn mehrere Lehrpersonen für zum Beispiel 60 Schüler:innen gemeinsam im Team zuständig sind. Idealerweise werden die Grenzen auch über die Altersstufen hinweg durchlässig gestaltet. So finden sich zu vielen Themen Neigungslerngruppen. Die Gelegenheiten, sich gegenseitig zu unterstützen, über Altersgrenzen hinweg (Peer-Tutoring), werden mehr. Statt Klassenstundenplänen hat jede:r Schüler:in einen individuellen Stundenplan, der zu

grösseren Teilen selbst gestaltet werden kann, sodass selbstverständlich sowohl Förderbedürftige als auch Leistungsstarke oder spezifisch Hochbegabte zu ihrem Recht kommen. Selbst gesteuertes Lernen lohnt sich, da die Lernenden im Lernmanagement-System nachsehen können, wie sie vorankommen. Wenn man als Lehrperson einmal feststeckt, sei es auf der fachlichen oder auf der Beziehungsebene, kann man sich während der Unterrichtszeit Unterstützung im Team holen. Ich hielte es für eine Überforderung, alle Schulen oder Lehrpersonen zu verpflichten, diesen Weg mitzugehen. Denjenigen, die dies ausprobieren wollen, sollte man allerdings Steine aus dem Weg räumen.

Eine Schule will sich auf den Weg zur zukunftsfähigen Schule machen. Wo beginnt sie am besten?

Das können ausschliesslich diejenigen entscheiden, die für die konkrete Schule Verantwortung tragen. Sie kennen ihr Einzugsgebiet und die Elternschaft; sie finden bestimmte räumliche Voraussetzungen vor; sie wissen, welche Talente im Kollegium stecken, die man in flexibleren Strukturen zur Entfaltung bringen kann; sie wissen, wie grosse Veränderungsschritte sie sich in

welcher Zeit zumuten können. All dies muss gut auf den Lehrplan abgestimmt sein, mit Blick auf die Kompetenzen, die junge Menschen in ihrer Berufslehre oder einer weiterführenden Schule benötigen. Solche Veränderungsprozesse erfordern Kraft, externe Begleitung kann sie unterstützen. Als sichere Basis dafür ist eine gute technische, räumliche und personelle Ausstattung von Schulen nötig.

Das Interview wurde schriftlich geführt.

Fragen: Franziska Schwab



Feedback zum Text an den Autor:

Link: www.menti.com
 Code: 2956 6885

Berufsverband
Association
professionnelle **BILDUNG BERN
FORMATION BERNE**

JETZT MITGLIED WERDEN!

Der Berufsverband Bildung Bern
kommuniziert – stärkt – vernetzt

Finanzkompetenz unterrichten – einfach und spielerisch

FinanceMission World ist ein interaktives Lernangebot, das sämtliche Finanzkompetenzen der Lehrpläne abdeckt. Über 30 000 Jugendliche haben damit im Unterricht bereits Finanzwissen aufgebaut.

Diese Vorteile bringt Ihnen FinanceMission World:

- kostenlos & digital
- lehrplankonform für die Sek I
- spielerisch & motivierend
- Unterrichtsmaterial inklusive



«Alle Schülerinnen und Schüler waren sehr interessiert und voller Begeisterung beim Lösen der Fälle.»

Kathrine Balsiger von Gunten,
 Fachlehrperson WAH, Münsingen

Jetzt starten:
financemission.ch/world

FinanceMission



Menschen werden viel zu schnell verkopft

Lars Ziörjen war 20 Jahre lang Lehrer, jetzt ist er Betrieblicher Mentor/Integralcoach und hilft Menschen, ihre Potenziale zu entfalten.

Wie findet man seine Berufung?

Durch Zuhören und bewusste Wahrnehmung. Berufung ist mehr als «nur» Beruf. Die Berufung zeigt sich im Inneren von uns Menschen, in der Leidenschaft, dem Ruf, was sich wiederum im Aussen abbilden darf. Wenn es uns gelingt, mit uns selbst in Kontakt zu treten, bewusst zu atmen, bewusst zu sein, auf unsere Intuition zu hören, diese miteinzubeziehen und auszu-drücken, dann sind wir unserer Berufung einen grossen Schritt nähergekommen.

Du plädiert für Ganzheitlichkeit in der Schule. Was verstehst du konkret darunter?

Wir vergessen zu oft, dass wir mehr sind als der Kopf, nämlich auch emotionale Wesen. Kopf, Körper, Emotionen und das Seelische, das Unfassbare, gehören zur Ganzheitlichkeit. Alle Menschen bringen sie individuell mit und sie wirken im Setting einer Klassengemeinschaft als Ganzes zusammen.

Wir sollten alle Teile ernst nehmen. Das bedeutet nicht, noch mal etwas auf die Schule zu laden, sondern etwas Selbstverständliches, das ein wenig verloren gegangen ist, wieder stärker zu beachten. John Hattie spricht mit der Betonung der Wichtigkeit von Beziehung auch dieses Feld an. Ganzheitlichkeit sollte wieder mehr ins Bewusstsein kommen.

Das tönt wie Pestalozzi...

Er starb vor fast 200 Jahren und seine Hauptaussagen sind dennoch topaktuell. Vielleicht geht es ja darum, das Rad nicht ganz neu zu erfinden, sondern sich wieder daran zu erinnern, was nebst der Vielfalt, den technischen Neuerungen und der Weltlage nach wie vor wichtig ist und wichtig bleibt: die ganzheitliche Stärkung des

Menschen, Selbstständigkeit, Kooperation, Bedürfnisse. Eben: der Mensch als individuelles Ganzes in zusammenhängenden Systemen.

Kinder und Jugendliche werden, so findest du, zu oft auf Leistung reduziert. Erkläre!

Man schubladisiert und skaliert Schüler:innen gerne. Einige Schulen leiden darunter, finden aber keine besseren Lösungen. Wer bestimmt, was leistungsstark ist? Eine kognitiv sehr «leistungsschwache» Schülerin kann eine riesige Leistung vollbracht haben, aber nicht auf der Skala, die als wichtig erachtet wird. Das Leistungsdenken ist

vielfach mehr Fluch als Segen. Bewertungsfreiheit ist wichtig. Leistung ist auch mit Ängsten verbunden. Wenn wir die Menschen

im System einfach annähmen, würde mehr gelingen.

Welche Ängste sind es?

Unter anderem Versagensängste, dass wir nicht genügen, Angst vor dem Gehänseltwerden, den Shitstorms. Entsprechende Glaubenssätze sind so tief verankert und werden immer wieder übertragen. Eine Veränderung wird als Chaos empfunden, als Unsicherheit.

Es gibt doch Schüler:innen, die der Leistungsgedanke motiviert?

Absolut! Das Kompetitive, das Leisten, die Weiterentwicklung sind fest in uns verankert. Doch lässt sich Leistung als abgekap-seltes Element einordnen? Und wieso haben so viele Sportler:innen Mentalcoaches an ihrer Seite? Der Leistungsgedanke bringt uns vorwärts. Wenn jedoch weitere Bewusstseinsebenen ignoriert werden, der Mensch als Essenz in Vergessenheit gerät

und von aussen nur noch skaliert, bewertet oder gar gestempelt wird, dann wird das gefährlich.

Für dich muss die Schule mehr Selbstverantwortung, echte Beteiligung und ein Bildungsklima, das individuelle Potenziale ernst nimmt, bieten und dabei das «Schnüüfele» nicht vergessen. Die Realität fühlt sich härter an...

Ja. Aus meiner Zeit als Lehrer kenne ich das sehr gut, dass man sich in die Ferien rüberhangelt und sich nicht erholen kann. Dass man fast ausbrennt. Das «Schnüüfele» ist elementar. Wenn wir das Bewusstsein für uns selber aus den Augen verlieren und uns zu sehr am Aussen orientieren, wenn wir neben den Schuhen stehen, stolpern wir und verlieren das Bewusstsein der Resilienz für den jetzigen Moment. Dreimal tief atmen hilft. Ich spüre mich, mein Herz, meinen Kopf. Es ist ein Langsamkeitsprozess. Und hilft, wenn es streng wird. Ich habe mir bewusst angeeignet, zwischen Terminen durchzuatmen. Man kann das trainieren.

Tönt einfach.

Es ist einfach, es braucht die Bereitschaft und die Zeit, es zu verinnerlichen. Grundsätzlich: Veränderung beginnt in einem drin. Wer bin ich, was will ich, mit welcher Haltung stehe ich auf? Diese Fragen sind relevant. Eine Haltung strahlen wir aus und stecken damit an. Das System kann ich nicht einfach verändern. Mehr Gelassenheit und Entspannung ins Arbeiten, Denken bringen. Auch mehr gegenseitiges Vertrauen. Mehr Zugewandtheit. Ich schliesse Behörden und Eltern mit ein. Mehr Wir. Mehr Herz. Darum geht es.

Im System ist viel Druck vorhanden.

Ja, Dichte und Vielfalt der To-dos sind immens, grosser Druck und unausgesproche-

ne Erwartungen sind da. Einerseits ist alles sehr schnelllebig, andererseits zu langsam. Wir kommen mit dem Tempo der Welt nicht mit, aber wir müssen. Da entsteht Reibung und Widerstand. Es hilft, sich zu fragen: Worum geht es wirklich? Was ist die Grundidee des Unterrichtens? Des Bildungslebensraums? Wird dort noch gelebt? Ist die Schule lebenswert?

Wie finden wir genügend Persönlichkeiten, die in der Schule bleiben?

Da kommen klar die Rahmenbedingungen ins Spiel. Wertschätzung, Entwicklungsmöglichkeiten, Persönlichkeitsmentoring, Coaching. Wenn die Gesellschaft diesbezüglich mehr unterstützen würde, hätten wir mehr Persönlichkeiten in den Schulen. Im Moment erinnern Schulen zuweilen eher an eine Abfertigungsinstitution. Lehrpersonen bleiben ein paar Jahre und gehen dann weiter, um stressfreier arbeiten zu können.

Du unterrichtest auch nicht mehr...

Ja, ich habe meine Position im Bildungswesen nach 20 Jahren etwas angepasst. Mein Leben ist heute nicht weniger zeit-

intensiv, aber weniger belastet. Man kann in der Schule oft fast nicht mehr in einer Ruhe arbeiten, die noch gesund wäre. Schule ist eine Druckpresse. Als Schulberater merke ich, dass sich im Innern der Menschen auch etwas ändern muss. Eine Schulleitung kann sich fragen: Wie viel muss ich wirklich als Chef:in von meinen Leuten fordern? Welche Papiere kann ich auch mal sein lassen? Wo findet das humorvolle Spielerische statt? Es muss auch mal genügen. Wenn wir die Kultur schaffen könnten, die zeigt, dass man nicht eilen muss, aber vieles möglich ist, dann würden mehr Positivität und Optimismus entstehen. Dann kämen auch mehr Personen in die Schule, die sich gerne dort betätigen. Der Lehrberuf ist nach wie vor einer der erfüllendsten Berufe. Die Sinnfrage muss man sich nie stellen. Wo gibt es das sonst?

Warum bist du Berater?

Erstens möchte ich betonen, dass meine Beratungstätigkeit nichts mit Erteilen von Ratschlägen zu tun hat. Ich bin Integralcoach und gehe davon aus, dass Wege in den Menschen angelegt sind, sie ihre eigenen Expert:innen sind. Ich stelle Fragen, biete Wissen und Methoden. Die Umset-

zung kennen die Kund:innen besser. Ich biete Perspektivenwechsel im Aussen und im Innen. Ich bin kein Berater, der alles besser weiss, weil er selber auf die Nase gefallen ist.

Zweitens: Als Reallehrer konnte ich mehr in Beziehung, mit dem Menschen arbeiten. Noten, Leistung waren sekundär. Die Vorbereitung aufs Leben war wichtig. Nach der Selektion brauchte ich jeweils ein halbes Jahr, um die Schüler:innen wieder aufzurichten. Die nächsten zwei Jahre dienten der Entfaltung. Ich habe meine Berufung seit jeher darin gefunden, Menschen zu begleiten, zu unterstützen und bei der Entfaltung zu helfen.

Schule wohin?

Ich fände es schön, wenn die Gesellschaft die Schule wieder als wichtigste Institution schätzen würde, als fruchtbarsten Boden, von dem jede Branche profitiert. Und: weniger bewerten, weniger beurteilen. Alle entwickeln sich. Viel zu schnell werden Dinge verkopft, alles versuchen wir zu erklären. Sehr oft werkeln wir an Symptomen rum und verlieren den Blick aufs grosse Ganze.

Franziska Schwab



Lars Ziörjen war 20 Jahre lang Lehrer, 11 Jahre Schulleiter und ist seit 5 Jahren als holistischer Integralcoach tätig.

www.berufungsfinder.ch
www.schulegestalten.ch

Schafft den Unterricht ab!

Stefan Ruppaner war Rektor der Alemannenschule in Wutöschingen. Zusammen mit seinem Team hat er dort eine bewundernswerte Schulentwicklung realisiert. In seinem Buch «Das könnte Schule machen» beschreibt er den Entwicklungsweg und das Erreichte eindrücklich. Ein Buch, das nachhallt.

«Nicht die Unterrichtsentwicklung sollte unser Ziel sein, sondern die Unterrichtsabschaffung», schreibt Stefan Ruppaner, ehemaliger Schulleiter der Alemannenschule im deutschen Wutöschingen, in seinem Buch «Das könnte Schule machen». Zusammen mit seinem Team hat er die Dorfschule total umgekrempelt. Heute ist sie Vorzeigeschule. Interessierte erhalten kaum einen Besuchstermin.

Ruheräume, Lesecafé, daheim lernen

Die Entwicklung führte weg von Frontalunterricht, Prüfungen, Gleichschritt beim Lernen, Hierarchien und Befehlsstrukturen hin zu freiem Lernen und Vertrauen. Die Schule besteht aus vier modernen Lernhäusern, einem Lerndorf. Besonderheiten sind zum Beispiel: der Schulhund Luna, ein Marktplatz, wo sich Schüler:innen und Coaches treffen und laut reden dürfen. Man gibt sich zum Begrüssen die Hand, trägt blaue Überzieher für die Schuhe, jedes Kind hat einen Arbeitstisch, Kinder lernen wo, was und mit wem sie wollen in eigenem Tempo, es gibt Lernateliers. Immer vier Lernbegleiter:innen arbeiten zusammen. Sie machen kurze Input-Einheiten. Ausgeklügelte Materialpakete zu Lehrplan und mehr stehen zur Verfügung. Schüler:innen liefern Gelingensnachweise respektive sie schreiben Tests, wenn sie denken, dass sie einen Lerninhalt verstanden haben. Der Rektor hat kein Büro, sondern arbeitet in einem der Lernhäuser, irgendwo. Damit er näher bei den Lernenden ist. Moderne Schularchitektur zeichnet die vier Lernhäuser aus. Es gibt «Baumhäuser» im Schulhaus, Ruheräume, ein Lesecafé. Am Freitag lernen viele Schüler:innen von zu Hause aus. Ausserschulische Lernorte sind wichtig.

Wandel in Schritten

Stefan Ruppaner schreibt in seinem Buch,

er habe «zu lange die Strukturen als gegeben betrachtet, zu lange sich nicht für die Bedürfnisse der Kinder wirklich eingesetzt». Der Film «Treibhäuser der Zukunft» habe ihn verändert. Er besuchte Schulen, die sich auf den neuen Weg gemacht hatten. Heilige Kühe wurden geschlachtet. Man begann bei den 45-Minuten-Lektionen. Die ersten Schritte waren: Klima verändern, respektvoller Umgang. Türen wurden früher geöffnet, Lehrpersonen waren früher im Raum, man setzte auf Vorbildwirkung. Die neue Raumstruktur zwang die Lehrpersonen, sich vom konventionellen Unterricht zu verabschieden. Seinem Kollegium zeigte Ruppaner den Film «Treibhäuser der Zukunft» ebenfalls und sagte: «Ich möchte das auch.» Das Kollegium entgegnete: «Nein. Das geht bei uns nicht.» Das Credo war: Man muss Kinder zwingen, etwas zu tun, zumindest in der Hauptschule. Eine Handvoll Lehrpersonen war aber begeistert vom Film. Sie halfen, am Karren zu ziehen. Für Ruppaner war relevant: Das Kollegium nicht spalten, sondern signalisieren, dass es alle braucht. Wichtig war ein Gespräch mit dem Bürgermeister, einem Zahlen- und Faktenmenschen. Ruppaner bezeichnet sich selber als Bauchmenschen. Mit Studien, z. B. Hattie, argumentierte Ruppaner für sein Ziel. Es entstand eine gute Zusammenarbeit zwischen ihm und dem Bürgermeister, der Politik, wenn auch total unterschiedliche Meinungen immer wieder aufeinanderstiessen.

Kompetenzraster, Lerntheke, Lernatelier wurden eingeführt. Zuerst nur in Deutsch und Mathematik. Inspirieren liessen sich die Lehrpersonen an Weiterbildungen vom Institut Beatenberg. Zwei junge Lehrerinnen erarbeiteten Lernmaterial mit Inhalten zu Mindeststandard, Regelstandard, Expertenstandard. Sie eckten beim Kollegium auch

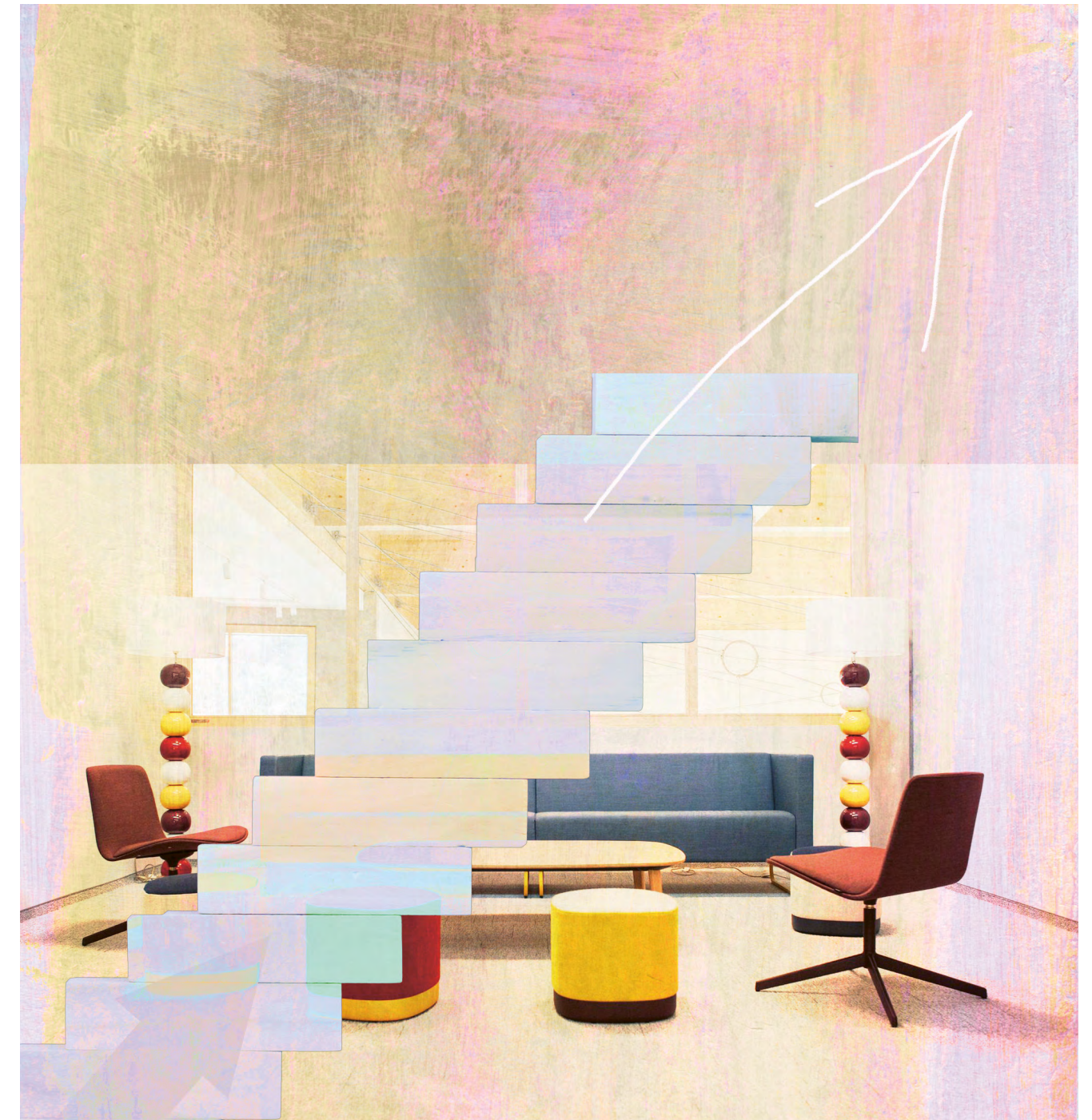
*Wir sollten alles dafür tun,
dass Schüler:innen das
Schulrecht wahrnehmen:
Ohne Angst. Mit Freude,
Lust am Lernen, Neugier.*

an. Aber: Plötzlich wollten die Kinder mehr, waren motiviert. In der Alemannenschule wird heute gemeinschaftlich gelernt, in selbst gewählten Peergruppen (16 Schüler:innen, ein Coach). Jahrgangs- und Leistungsmischung (Haupt-, Realschule, Gymnasium, Unter- und Mittelstufe) sind Realität, ein Wechsel ist immer möglich. In der Alemannenschule gilt Lernen statt Lehren, im Ganztagesrhythmus statt im 45-Minuten-Takt.

Rund 90 Lernbegleiter:innen arbeiten inzwischen in der Schule. Sie sind immer in Viererteams für eine Gruppe (rund 60 Kinder) verantwortlich. Es ist essenziell, dass die Viererteams gut zusammenarbeiten. Dafür hat die Schule sogar – mit externer Begleitung – Persönlichkeitsprofile erstellen lassen und die Teams so zusammengestellt, dass sie matchen, sich gegenseitig anregen und nicht bremsen.

Mit dem Herzen dabei

Im Zusammenhang mit dem Tsunami, dem Ausstieg aus der Atomkraft, den Landtagswahlen – das Kulturministerium ging an die SPD – entstanden in Deutschland die Gemeinschaftsschulen. Die Alemannenschule wurde zur Starterschule. Das Kollegium stimmte dafür, weil sonst die Schule geschlossen worden wäre. Die Skeptiker:innen konnten Unterricht wie gehabt machen. Stefan Ruppaner holte den Schweizer Peter Fratton als Berater. Dieser vertritt die Haltungsschule und sagt: Leitbilder sind wie Leuchttürme. Also wurden Leitsätze formuliert, die sich bis heute halten: Wir



gehen respektvoll mit Mensch, Tier und Material um. Wir machen alles dafür, dass jede:r von uns selbstständig lernen kann. Jede:r von uns hilft mit, die Umgebung so zu gestalten, dass wir uns wohlfühlen. Mit dem Herzen dabei.

Im Laufe der Zeit wurde die Heterogenität stets ausgeprägter, sozial und leistungsmässig. Die Kinder hatten immer weniger

Frontalunterricht, sie durften wählen, wie und mit wem sie lernten. «Damit das funktionierte, brauchte es Vertrauen und gute Werkzeuge», schreibt Ruppaner. Auch ein neues Wording kam dazu. Darüber regte sich der Schulleiter zuerst auf, bis er realisierte: Neues Denken braucht neues Sprechen (Lernpartner:in, Gelingensnachweis).

Lerncoaching für alle

Jedes Kind hat einen persönlichen Lerncoach, der es beim Lernen begleitet und mit dem es einmal in der Woche unter vier Augen bespricht, wie die Woche gelaufen ist. Der Termin ist fix und verpflichtend.

Lernplan und Schultagebuch dienen als Grundlage. «Gemeinsam werden Erfolge gefeiert, aber es wird auch geschaut, ob die Vereinbarungen der letzten Woche eingehalten worden sind, und wenn nicht, woran das liegen könnte, und was nötig ist, damit es in Zukunft besser und effektiver geht», schreibt Ruppaner. Im Coaching werden nicht nur schulische Belange besprochen. Wenn der Hamster gestorben ist, ist klar, dass es mit dem Lernen nicht so gut funktionieren kann. Wenn familiäre Themen beschäftigen, werden diese angeschaut. So kann sich zwischen Kind und Lehrperson ein Vertrauensverhältnis entwickeln, das weit über die klassische Schulbeziehung hinausgeht und auch die Eltern einbeziehen kann.

Clubs, AG und Graduierungsprinzip

Auch die Clubs wurden eingeführt. Sie sind für Nebenfächer gedacht und dienen dazu, neue Interessensgebiete zu öffnen, auserschulische Lernorte einzubeziehen. Es geht um Gemeinschaft, nicht um Konkurrenz. Die Arbeitsgemeinschaften werden von den Schüler:innen gestaltet. Es sind informelle Treffen, oft in der Mittagspause, bei denen es keine Leistungsdokumentation gibt. Man kann mit Freund:innen nähen, Karten spielen oder sich zeigen lassen, wie man Origami-Schwäne faltet. Auch Schachspielen ist ein AG-Thema.

Spannend ist das Graduierungsprinzip. Es ist offenbar der Grund, warum Regeln eingehalten werden und Ordnung gehalten

wird. Auch der Rektor hebt gemäss eigenen Aussagen Schnipsel oder einsame Pappbecher auf und trägt sie zum Papierkorb. Vorbildwirkung. Regeln sind zum Beispiel: Hausschulpflicht, grüssen, beachten von Flüsterzonen, nicht schreien und fluchen, nicht hauen, drohen, schubsen oder in irgendeiner Weise Gewalt anwenden, den eigenen Arbeitsplatz ordentlich aufräumen, wenn man geht, Termine einhalten, die Toiletten ordentlich hinterlassen, nicht den Aufenthaltsort wechseln, ohne Bescheid zu sagen.

Das Grundprinzip der Graduierung ist: Wer mehr persönliche Freiheiten haben möchte, muss auch mehr Verantwortung übernehmen. Es gibt vier Stufen: Starter, Durchstarter, Lernprofi und Neustarter. Den Status Lernprofi erreicht man frühestens ab der 8., 9. Klasse. Voraussetzung: Man hält sich über längere Zeit an Regeln und zeigt, dass man eigenverantwortlich arbeiten kann und sich auch gemeinschaftlich engagiert und sozial verhält. Lernprofis in der Oberstufe erhalten einen Schlüssel für die Schule und haben somit rund um die Uhr Zugang, können sich mit ihren Freund:innen treffen, um zu lernen, ein Referat zu halten oder sich auszutauschen. Lernprofis werden in einem demokratischen Prozess erkoren. Sie müssen immer damit rechnen, dass Lernbegleiter:innen vorbeikommen, auch am Wochenende. Eine gewisse Kontrolle findet also durchaus statt. Halten Lernende die Regeln nicht ein, verlieren sie ihren Status und werden Neu-

starter. Wie sonst im Leben: Wer zu schnell fährt, verliert den Führerschein. Kinder erhalten immer eine zweite Chance. Finden Kinder die Degradierung ungerecht, können sie Einspruch erheben. Das Lernpartnergericht entscheidet dann. Demokratie leben, nicht nur unterrichten. Kinder können also die Leiter in die Freiheit hochklettern.

Wenn der Rektor Lehrpersonen anstellte, fragte er: Wofür brennen Sie? Er stellte immer das Wohl des Kindes ins Zentrum, nicht die Fachexpertise.

DiLer und Daltonprinzip

Hilfreich sind die digitale Lernumgebung DiLer, die die Schule selber entwickelt hat, iPads für alle, die die Eltern für 9 Euro pro Monat mieten.

Die Schule handelt nach dem Daltonprinzip: Wie vor was. «Wer gerne lernt und es deshalb schafft, an etwas dranzubleiben, also von Anfang an Selbstdisziplin gewohnt ist und keine Fremddisziplin erwartet, der kann auch ohne grosses Vorwissen sehr weit kommen», schreibt Ruppaner.

5-W-Tag und Dorfschule

Der 5-W-Tag widmet sich dem «Was wir wirklich wissen wollen». Kinder entscheiden und organisieren das selbst. Wer wissen will, wie es ist, in der Schule zu übernachten, muss alles selber organisieren. Eine Führung im Museum ebenfalls. Es gibt rund 40 Menschen aus dem Dorf, die die Schule mitgestalten und Kompeten-

zen einbringen, von denen Schüler:innen lernen können.

Die Schüler:innen schneiden in nationalen Tests gleich oder besser als andere ab. Ganz klar wird: Es werden weniger schwache Kinder abgehängt.

Denkt nie, dass ihr fertig seid

Ratschläge von Ruppaner für Schulen, die sich auf den Weg machen wollen:

- Schafft den Unterricht ab!
- Lasst euch inspirieren, sucht nach Gleichgesinnten.
- Fangt mit der Haltung an, nicht mit dem Geld.
- Nutzt die Spielräume im System.
- Denkt nie, dass ihr fertig seid.

Stefan Ruppaner schliesst sein Buch mit den folgenden Worten: «Wir als ganze Gesellschaft sollten uns dafür verantwortlich fühlen, dass unsere Kinder eine ordentliche Bildung bekommen. Deshalb wäre ich dafür, dass wir statt der Schulpflicht ein Schulrecht ausrufen. Und dann sollten wir – auch in unserem eigenen Interesse – wirklich alles tun, damit unsere Kinder dieses Recht wahrnehmen können. Ohne Angst. Mit Freude, Lust am Lernen, Neugier. Und so, dass sie für die riesigen Herausforderungen der Zukunft gerüstet sind.»

Franziska Schwab

Die Alemannenschule Wutöschingen ist eine Gemeinschaftsschule, die Kinder und Jugendliche von Klasse 1 bis 13 auf ihrem Bildungsweg begleitet und ihnen alle drei Abschlüsse ermöglicht: Hauptschulabschluss, Realschulabschluss und das Abitur.

<https://asw-wutoeschingen.de>



Wer sich selbst kennt, kann nachhaltige Lernstrategien entwickeln

Sie ist Visionärin und Macherin. Mehr Beziehung, mehr Eigenverantwortung, mehr Sprachsensibilität, mehr Vernetzung sind ihre Anliegen. Daher hat Denise Schürch «ViVA» entwickelt. Und jetzt umgesetzt. Trotz Kampf gegen Windmühlen.

«Meine Vision ist, dass möglichst viele Schüler:innen, gerade lernschwächere, eine coole Schulzeit haben», sagt Denise Schürch, Sekundarlehrerin, Dozentin an der PH Zürich und Projektleiterin. «Ohne die Unterstützung von Menschen, die auch an meine Vision geglaubt haben, wäre ViVA nicht möglich geworden. Der Anfang war schwierig und dank der Schulleiterin von Schlieren, einer Quereinsteigerin aus der Wirtschaft, ist ViVA nun tatsächlich gestartet.» Die Idee «ViVA» geistert schon länger in Denise Schürchs Kopf herum. Eigentlich hätte sie das Projekt gerne an einer Schule im Kanton Bern umgesetzt. Dazu ist es bisher nicht gekommen. Dafür läuft es jetzt erst einmal in Schlieren, Zürich.

Blockzeiten inklusive Mittwochnachmittag

ViVA muss nicht überall gleich aussehen, die Schulentwicklung ist modular aufgebaut und es ist wichtig, dass auch auf Bestehendes zurückgegriffen wird. Im Fall von Schlieren nun setzt ViVA auf Blockunterricht. Die Stundenplanstruktur wird aufgebrochen. Unterrichtet wird in immer gleichen Tagesstrukturen. Morgens beginnt die Schule um 8.35 Uhr, nachmittags endet sie um 15.30 Uhr. Der Mittag ist verkürzt auf eineinviertel Stunden. «Man beginnt später, ist früher fertig und hat trotzdem sieben Lektionen pro Tag», erklärt Denise Schürch. «Die immer gleichbleibende Struktur gibt den Lernenden Sicherheit und den Eltern Verlässlichkeit.»

Auch am Mittwochnachmittag ist Schule. Bei den Eltern sei dies verständlicherweise zuerst auf Stirnrunzeln gestossen. Ein alter Zopf hält. Eine Ankommens- und eine Ausklangzeit werden angeboten. Betreut. Die Struktur komme Eltern entgegen, die arbeiten. Langsam, aber sicher bröckle der Wi-

derstand gegen den Mittwochnachmittag. «Herkömmliche Schulzeiten sind null familienfreundlich für moderne Familien», so Schürch.

Projektunterricht, Coachinggespräche

Auch der Unterricht an sich ist anders. Projektartig. Schüler:innen sollen in Zukunft in ihrem Tempo und mit mehr Eigenverantwortung arbeiten können. In den ersten Wochen geht es aber um Basisarbeit. «Man lernt sich kennen, legt den Fokus darauf, mit wem man es zu tun hat», sagt Denise Schürch.

Wir werden in drei Jahren gezeigt haben, dass es in der Volksschule möglich ist, «anders» zu unterrichten.

Coachinggespräche gehören bei ViVA dazu. «Im persönlichen Gespräch können das Ziel und der Weg dorthin festgelegt werden. Zudem geben wir den Schüler:innen das Gefühl, dass es schön ist, dass sie da sind. Es interessiert uns, wie es bei ihnen läuft. Wenn Probleme auftauchen, sehen wir diese so hoffentlich früher kommen», so Schürch.

Raus aus der Schule!

«Ab Mitte der 7. Klasse gehen die Jugendlichen raus. Dafür baut ViVA ein Netzwerk mit den unterschiedlichsten Playern auf. Die Zusage eines Alters- und Pflegeheims habe ich bereits. Zwölf Plätze sind zugesichert. Es geht um Tätigkeiten von Reaktivierung bis Gestaltung von Spielnachmittagen. Die Schüler:innen sollen mit anderen

Menschen und anderen Altersgruppen in Kontakt kommen, die sie in ihrem Alltag nicht treffen», erklärt sie. Dieses Netzwerk bleibe bis Ende der 9. Klasse bestehen. Jede Woche gehen die Schüler:innen raus und sammeln Erfahrungen. «Wegen der Blockzeiten sind wir da extrem flexibel», hält sie fest.

Kaltstart

Normalerweise braucht Schulentwicklung viel Zeit. Die Lehrpersonen in Schlieren hatten vier Workshoptage in den Sommerferien, um das neue System genauer kennen zu lernen. Ein Kaltstart sondergleichen.

ViVA läuft seit Sommer 2025 in Schlieren. Drei 7. Klassen, 8 Lehrpersonen und eine Heilpädagogin, die ausschliesslich an diesen Klassen arbeiten, sind involviert. Die Lehrpersonen haben sich auf das Projekt beworben und das kam so:

Schürch suchte schon länger eine Schule, die ViVA als Projekt umsetzen wollte. Am liebsten in Bern irgendwo. Aber sie fand keine. Nicht ganz einfach, von einer Idee zu überzeugen, die noch nirgends realisiert worden ist. Schliesslich fand sie aufgrund eines Tipps eine QUIMS*-Schule und kontaktierte Mitte April die dortige Schulleiterin. Diese wollte nichts davon wissen, sie hatte andere Probleme: keine Lehrpersonen für die neuen Klassen ab Sommer. Der Deal sah schliesslich so aus: Schürch hilft bei der Organisation der Lehrpersonen, dafür wird ViVA umgesetzt. Bereits Ende April 2025 hiess die Schulpflege ViVA gut. Es folgte die Lehrpersonensuche. «Die Kündigungsfrist ist im Kanton Zürich leider bereits Ende März. Alle Lehrpersonen

* Qualität in multikulturellen Schulen (QUIMS)



im System kamen daher nicht infrage», so Schürch. Die offiziellen Kanäle ihrer Arbeitgeberin durften aus rechtlichen Gründen auch nicht benutzt werden.

«Dank «Mund-zu-Mund-Propaganda» konnten wir die Stellen innerhalb weniger Wochen besetzen», hält sie fest. Das Projekt interessierte Lehrpersonen, die etwas anderes suchten.

Gemeinsam in die Zukunft

ViVA will Lernende in die Zukunft begleiten. So steht es im Beschrieb. Wollen das nicht alle? «Klar wollen das alle», sagt Schürch. «Alles, was wir tun, ist eigentlich selbstverständlich. Auch Schulentwicklung wäre selbstverständlich. Doch durch die Notlage im Bildungssystem bleibt dafür an (Brennpunkt-)Schulen oft keine Zeit. Auch fehlt gerade dort auch die Konstanz in der Führung, sprich wechselnde Schulleitungen. Durch Beziehungsarbeit und Coachings lernen sich die Schüler:innen selbst besser kennen. Wer sich selbst kennt, kann

irgendwann für sich nachhaltige Lernstrategien entwickeln», so Schürch.

In Schlieren gibt es laut der Projektleiterin viele Kinder mit Migrationserfahrung: «Sie haben kein Netzwerk der Eltern, das Wissen fehlt. Dann sollen sie sich Mitte der 8. Klasse entscheiden für die Zukunft. Das ist fast unmöglich! Daher ist es so wichtig, dass sie die Berufswelt erkunden können. Sie merken dann schnell, ob sie in der Pflege arbeiten möchten oder nicht», sagt sie. Das Rad werde mit ViVA nicht neu erfunden. Aber «wir werden in drei Jahren gezeigt haben, dass es in der Volksschule im gesetzlichen Rahmen möglich ist, «anders» zu unterrichten», so Schürch.

Schlechtere Startchancen

«Kinder aus sozioökonomisch benachteiligten Umfeldern haben die schlechteren Startchancen als Kinder aus bildungsnahen Familien. Diesen Fakt schleckt keine Geiss weg. Das ist landläufig bekannt. Weil wir einen starken Fokus auf die Beziehung le-

gen, haben wir grosse Hoffnungen, dass wir an die Schüler:innen besser herankommen und sie so zum Lernen motivieren können. Bestrafungen sind irgendwann wirkungslos. Wir möchten einen sicheren Hafen bieten. Im besten Fall kommen sie nach drei Jahren aus der Schule und sagen: Die drei Jahre haben im Fall noch geflasht. Das wäre das Schönste! Dadurch, dass wir Projektunterricht machen, werden schnelle Schüler:innen nicht gebremst und wir haben mehr Zeit für die Lernschwächeren. Wenn die Beziehung untereinander stimmt, helfen die Jugendlichen sich auch gegenseitig», so Denise Schürch.

ViVA entlastet

ViVA verspricht auch Entlastung für die Lehrpersonen. Denise Schürch schmunzelt: «Wenn du sie momentan fragst, sagen sie



Denise Schürch hat als Lehrperson rund 20 Jahre Berufserfahrung auf der Oberstufe. Arbeitet seit 2021 an der PHZH als Dozentin für Fachdidaktik Deutsch und DaZ. Unterstützt die LPLMK des Kantons Bern punktuell und steckt ihre Freizeit und ihr Herzblut in ViVA.

Tobias König hat als Lehrperson rund 20 Jahre Berufserfahrung und ist seit 2018 Schulleiter. Zurzeit an der Primarschule St. Stephan. Er hat sich in Schulführung, Schulentwicklung sowie in Bildungsmanagement weitergebildet und absolviert ein CAS in Organisationsentwicklung.

ViVA ist ein Schulentwicklungsprojekt, das die Schulen über den gesamten Zeitraum der Weiterentwicklung unterstützt und begleitet. Dies je nach den Voraussetzungen sowohl aufseiten der Schulleitung als auch lehrer:innen seitig mit den unterschiedlichsten Modulangeboten. So lässt sich ViVA optimal mit bereits Bestehendem kombinieren und bezieht so die Ressourcen der entsprechenden Schule mit ein. ViVA kann auf die gesamte Schule oder nur einzelne Zyklen angewandt werden. Mehr Informationen finden sich auf der Website: www.schuleviva.ch

etwas ganz anderes.» Aber: Es gelte das Motto: «Happy Schüler:innen, happy Lehrpersonen. Wenn du als Lehrperson weisst, dass die zwei Lektionen mit der 9e der Horror sind, ist deine emotionale Belastung enorm, deine Zufriedenheit tief. Wenn du in eine Klasse kommst und die Schüler:innen als auf Augenhöhe stehende Menschen wahrnimmst und du dich freust, sie zu sehen, merken sie das. Beziehung kann nicht hoch genug gewertet werden.»

Auch die Parallelität entlaste: Drei Klassen arbeiten gleichzeitig projektartig. Die Projekte sind immer gleich aufgebaut. Vorbereitete Module können weitergegeben werden. «Die Grundhaltung ist gleich, die Klassenteams sind unterschiedlich. Das ist wichtig. Man kann das Inhaltliche aber multiplizieren. Wenn jemand ausfällt, übernimmt im besten Fall eine Lehrperson von einer anderen Klasse. Man muss nicht einarbeiten, es läuft gleich. Die Lehrpersonen sind den ganzen Tag mit ihrer Klasse zusammen, müssen nicht von Zimmer zu Zimmer rennen. Administrativ entlastet das System per se schon, wenn man an den Stundenplan denkt. Dazu kommt die Lehrpersonenzufriedenheit. Man kann 100 Prozent arbeiten, an vier Tagen. Was es braucht, ist eine enge Zusammenarbeit,

gute Absprachen im Lehrer:innenteam. Das alles sind Faktoren, die zur Berufszufriedenheit und zur Gesundheit beitragen», hält sie fest.

Entlastend wirke auch, dass die Schüler:innen immer mehr Verantwortung für sich, fürs eigene Lernen übernehmen sollen. Obwohl, dies sei noch ein weiter Weg. «Coachinggespräche helfen. Wichtig ist auch, den Lernenden etwas zuzutrauen. Verantwortung wird heute tendenziell eher abtrainiert. Da bin ich systemkritisch», sagt Schürch.

Sprache als Grundlage

Warum die Sprache im Projekt einen hohen Stellenwert hat, erklärt Denise Schürch so: «Wenn du nicht kommunizieren kannst, weichst du auf Rückzug oder Gewalt aus. Sprache ist die Grundlage des Zusammenlebens. Auch KI kann nur zielführend benutzen, wer die Sprache beherrscht. Alle Lehrmittel und auch die Aufgabenstellungen sind grundsätzlich textlastig», sagt sie. Bei den Geräten, der Digitalisierung ist man bei ViVA vorsichtig. Der Umgang mit dem Handy wird aber gleich gehandhabt wie an anderen Orten. Am Morgen geben die Schüler:innen es ab, am Abend erhalten sie es wieder.

«ViVA setzt auch auf ein Umdenken bei der Fehlerkultur. Es geht darum, «Fehler als Helfer» zu verstehen. Fehler zeigen auf, wo man nochmals genauer hinschauen sollte. Gerade im Umgang mit Sprache ist es wichtig, auf bereits sehr gut Gelingendes hinzuweisen. Auf das, was bereits da und sichtbar ist. Es kann schon ein Anfang sein, wenn man mit der Klasse Sätze aus Schüler:innentexten bespricht und sie aufzählen lässt, was denn bereits gut ist. Die Schüler:innen haben gelernt, den Fokus auf die Fehler zu legen. Auch diese Änderung braucht Zeit», so Schürch.

Viva ViVA?

«Nach einer längeren Zeit als Einzelkämpferin bin ich total froh und glücklich, in Tobias König einen unglaublich kompetenten Mitstreiter gefunden zu haben. Man kennt ihn als Schulleiter der Primarschule St. Stephan. Lustigerweise kennen wir uns eigentlich schon lange, da wir gemeinsam das Lehrer:innenseminar in Spiez besucht haben. Wer hätte das damals gedacht...», schmunzelt Schürch.

Franziska Schwab

Wenn die Klasse das Zimmer verlässt

Zwischen Digitalisierung, Leistungsdruck und Reformstau ringt die Schule um Orientierung. Sicher ist: Der Weg führt nicht allein durchs Klassenzimmer. Wer hinausgeht, findet Erfahrungen, die Kindern und Lehrpersonen neue Perspektiven ermöglichen. Gutes Beispiel dafür ist das Creaviva im Zentrum Paul Klee.

«In die Cloud – digital, vernetzt, grenzenlos.»

«Zurück zu den Basics: Lesen, Rechnen, Schreiben.»

«Endlich ins 21. Jahrhundert: Weg von Noten, hin zu Kompetenzen und Kreativität.»



Eine Frage, tausend unterschiedliche Antworten von Bildungspolitik, Lehrpersonen und Experten. In einer Zeit, in der der digitale Wandel gefühlt täglich neue Dimensionen erreicht und das Bildungssystem mit unterschiedlichen Erwartungen konfrontiert wird, steht die Schule mitten in einem Spannungsfeld. Im Kern geht es jedoch um nichts weniger als die Kinder – und damit um die Zukunft unserer Welt. Darum braucht es Antworten, die Orientierung geben und Mut machen. Das Creaviva macht bereits heute erlebbar, wie die Schule neue Wege gehen kann.

Schule wohin...? Raus!

Die Schule darf nicht an der Klassenzimmertür enden. Wer den vertrauten Raum verlässt, gewinnt Eindrücke, die im engen Alltag kaum Platz finden. Ein Ausflug in den Wald eröffnet unmittelbare Naturerfahrungen. Im Quartier wird Schule Teil der Gesellschaft und an

besonderen ausserschulischen Lernorten erleben Kinder, dass Lernen auch in ganz anderen Räumen überraschend, inspirierend und verbindend sein kann.

Schule wohin...? Ins Creaviva.

Das Creaviva ist ein eindrückliches Beispiel dafür, wie ein ausserschulischer Lernort nachhaltig wirken kann. Hier begegnen Kinder Kunst nicht in Büchern oder auf Bildschirmen, sondern inmitten eines Museums. Sie erleben Originalwerke, lassen sich von der Architektur inspirieren und tauchen beim analogen Gestalten in den lichtdurchfluteten Ateliers in eine Atmosphäre ein, die weit weg vom Schulalltag liegt. Begleitet von erfahrenen Vermittlungspersonen entdecken die Schüler:innen neue Ausdrucksformen und Lehrpersonen gewinnen den seltenen Blick auf ihre Klasse in einem anderen Umfeld. So entsteht nicht nur ein gestalterischer Prozess, sondern eine Erfahrung, die ge-

prägt ist von Staunen, Austausch und gemeinsamen Entdeckungen. Für viele Kinder ist der Besuch im Creaviva sogar der erste Schritt in ein Museum. Über die Schule erhalten sie so Zugang zu einer Welt, die in ihrem familiären Umfeld oft nicht selbstverständlich ist. Auf diesem Weg öffnet sich ein kultureller Erfahrungsraum, der neue Perspektiven eröffnet und Neugier weckt.

Dem Creaviva ist bewusst: Lehrpersonen arbeiten mit strikten Lehrplänen, knappen Ressourcen und unterschiedlichen Forderungen von allen Seiten. Deshalb braucht es passende Rahmenbedingungen. Hier ist die Politik gefordert, den Wert ausserschulischer Lernorte anzuerkennen und Schulen so zu unterstützen, dass solche Erfahrungen allen Kindern offenstehen. Trotz erschwerten Bedingungen finden heute jedes Jahr über 370 Schulklassen und rund 7000 Schüler:innen den Weg ins Creaviva. Sie gestalten, staunen und nehmen Erfahrungen mit, die weit über das Klassenzimmer hinausreichen. Und manchmal ist es genau dieser Schritt hinaus, der neue Horizonte eröffnet – für Kinder, für Lehrpersonen und für die Schule von morgen.

Beat Glarner, Co-Leiter Creaviva

Infos zu Angeboten für Schulklassen im Creaviva: zpk.org/creaviva/schule

Ich verbinde Kunst mit Pädagogik und würze sie mit Humor

«Was ist der Mensch?» kommt vor «Schule wohin?». Davon ist der Künstler und ehemalige Lehrer Dominik Rentsch überzeugt.

Humor ist ebenso nötig wie das dauerhafte Streben nach der «idealen Schule» und ein wichtiger Bestandteil der Selbsterziehung.

«Schule wohin?» – fällt dir da was ein?

Immer wenn sich eine Gesellschaft stark verändert, stellt sich die Frage nach einer adäquaten Schulbildung neu. Die in meinen Augen wichtigste Grund- und Hauptfrage aber – die in Vergessenheit zu geraten droht – bleibt über die «Zeitenwenden» hinweg dieselbe: Was ist der Mensch? Natürlich ist dies eine philosophische Frage, aber auch eine Frage der Erkenntnis. Wohin soll sich also die Schule entwickeln und wer gibt eine Richtung an? Da gibt es die Think-tanks im Silicon Valley, die ganz klare Vorstellungen und Szenarien haben, wie die Schule der Zukunft aussehen wird, aber auch die Wirtschaftsvertreter:innen sprechen mit und sagen: Wir brauchen diese oder jene Fähigkeiten, also muss das Schulsystem die entsprechenden Inhalte bedienen. Oder es gibt Wissenschaftler:innen, die empfehlen, alles den Kindern selbst zu überlassen, da sie einem eigenen inneren Entwicklungsgesetz folgen... Und selbstverständlich haben auch die Lehrpersonen mit einer reichen Erfahrung aus der Praxis Lösungsvorschläge für eine Verbesserung der aktuellen Lage. Alle Konzepte scheinen berechtigt und haben oft überzeugende Argumente.

Was ich in der ganzen Diskussion aber am schmerzlichsten vermisse, ist die Frage: Was ist der Mensch? Wäre es nicht einen Versuch wert, mit dieser Frage zu beginnen, um die Schule von heute und morgen neu zu erfinden? Und droht sonst nicht die

Gefahr, dass die Schulbildung ein ausgedachtes abstraktes Konstrukt wird oder den einseitigen Interessen einer bestimmten Lobby dient?

Die Frage «Was ist der Mensch?» ist schwierig und einfach zugleich. Einfach, weil wir selbst das Untersuchungsobjekt sind. Wir können also sofort beginnen und phänomenologisch vorgehend uns selber beobachten und Erkenntnisse erringen. Schwierig, weil wir unumgänglich bei dieser Untersuchung auf die Frage der Erkenntnis überhaupt stossen. Wie und womit erringt der Mensch Erkenntnis (und damit auch Selbsterkenntnis)?

Was an uns ist Erkenntnisfähigkeit? Können wir dieser Fähigkeit vertrauen, sie bewusst handhaben, durchschauen und sie sogar erweitern? Wenn dieser Fähigkeit zu vertrauen ist, wird sie die Grundlage bilden, mit der wir eine «Schule der Zukunft» gestalten können, die der Menschwerdung dient.

Was braucht es, damit die Schule sich in diese Richtung entwickelt?

Die Schulen sollten in dieser Frage nicht von den Einflüssen der Politik oder vom Wirtschaftsleben bestimmt werden, sondern es sollte ganz aus dem Bildungswesen selbst mit der benannten Grundfrage geforscht werden können.

Welche Lehrpersonen wünschst du dir für deine Enkelkinder?

Als wichtigste Qualität einer Lehrperson wünsche ich mir den guten Willen, sich selbst neu kennenzulernen, sich weiterzuentwickeln und ein stetig wachsendes Interesse für die Welt und die heranwachsenden Menschen zu pflegen.

Eines deiner Kernthemen ist Humor. Die Weltlage ist aktuell nicht nur lustig. Wie schaffen wir es, trotzdem den Humor zu behalten?

Ich halte mich an Karl Valentin (Komiker), der zu sagen pflegte:

«Wem das Wasser bis zum Halse steht, sollte den Kopf nicht hängen lassen.» Humor ist für mich ebenso nötig wie das dauerhafte, ernsthafte Streben nach der «idealen Schule» und ein wichtiger Bestandteil der Selbsterziehung. Humor entwickelt sich nach meiner Erfahrung, indem man sich mit ihm beschäftigt und nach seinem Wesen fragt. Und er gleicht spielerisch aus, was zu ernst, zu dicht, zu trocken oder zu dunkel ist.

Angenommen, du hättest alle Ressourcen der Welt, die Lehrer:innenbildung von Grund auf neu zu gestalten. Wie sähe sie aus?

Es gibt einen pädagogischen Grundsatz, den ich für entscheidend halte:

«Die Lehrperson erzieht zuerst sich selbst und dadurch die Kinder.»

Auch eine neue Lehrer:innenbildung könnte mit der Selbsterkenntnis und der Grundfrage «Was ist der Mensch?» beginnen, und wer sich für diese Fragen erwärmen kann, bringt bestimmt auch den guten Willen zur Selbsterziehung mit. Denken, Fühlen und Wollen werden dabei in neue Fähigkeiten verwandelt und es entsteht Raum für Ideen, für die es vorher keinen Empfänger gab. Albert Einstein gab einmal einen zukunftsweisenden Rat, der auch für die heutigen Herausforderungen der Schule gilt: «Probleme kann man niemals mit derselben Denkweise lösen, durch die sie entstanden sind.»

Es müsste also in diesem Sinne auch das Denken als Erstes erkannt und dann ver-

wandelt werden, damit die Lehrer:innenbildung sich umgestalten kann.

Du bist ausgebildeter Lehrer und Künstler. Lehrer bist du nicht geblieben. Warum nicht?

Ich hatte Sehnsucht nach Antworten auf die oben genannte Grund- und Hauptfrage. Durch einen Meister der Pädagogik im Theater bekam ich so viele Impulse und Werkzeuge, dass später auch mein Interesse für die Themen der Schule neu erweckt wurde. Seither verbinde ich die Kunst mit der Pädagogik und würze sie mit Humor. Zudem habe ich durch die Anregungen der Philosophin und Autorin Mieke Mosmuller einen Weg gefunden, der durch Selbsterkenntnis und Selbsterziehung zu einer Verwandlung des Denkens führt.

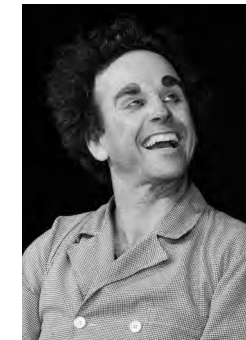
Was hast du in der Schule fürs Leben gelernt?

Lernen ist schön, aber anstrengend... und üben hilft!

Was sollen deine Enkelkinder fürs Leben lernen?

... dass die Welt voller Wunder und Geheimnisse ist, die entdeckt und gelüftet werden wollen, und dass der Mensch die Fähigkeit des Staunens bis ins höchste Alter vertiefen kann.

Franziska Schwab



Dominik Rentsch ist Schauspieler, Theaterpädagoge, Dozent für Studierende in der Lehrer:innen-ausbildung (D) und leitet Kurse für Erwachsene in den Bereichen Humor, Bewegungsspiel, Theater, Rhythmik, Spiritualisierung des Denkens und die Wiederentdeckung der menschlichen Kraftquellen. Er bietet OvO-Kurse für Bildung Bern an.

Neuer Kurs: Erziehung durch Selbsterziehung

Welche Bedeutung haben praktische Selbsterkenntnis und Selbsterziehung für den Lehrberuf?

Den drohenden Sinnkrisen, den Erschöpfungszuständen und den medialen Reizüberflutungen kann der Mensch etwas entgegensetzen. Besinnung auf eigene Kraftquellen. Erarbeitung von Konzentrations- und Bewusstseinstechiken, die durch ihre Beherrschung zu positiver Ausstrahlung und innerer Gelassenheit führen. Zwischen praktischen Erkenntnisübungen lockern einfache Bewegungsspiele mit Humor auf. Das eigene Denken kann in diesem Prozess aus der Abstraktheit erlöst werden, das Fühlen findet zu neuem Leben und das Wollen wird von Bewusstsein erhellt.



RAUS AUS DEM SCHULZIMMER

Das Creaviva ist ein ausser-schulischer Lernort für alle Zyklen – hier werden verschiedene Lernziele kreativ und mit allen Sinnen erfahrbare.

Besuchen Sie unsere Ateliers!

Schulworkshops für Zyklen
1-3, 10.-13. Klasse, Lernende
2-6 Stunden
ab CHF 280

Kurse für Erwachsene als persönliche Weiterbildung gemäss Ausschreibung

Auskünfte und Reservationen:
Sekretariat Creaviva
creaviva@zpk.org
+41 31 359 01 61

www.creaviva.org



**Creaviva
Zentrum Paul Klee**
Monument im Fruchtländ 3
3006 Bern
creaviva@zpk.org
www.creaviva.org
+41 (0)31 359 01 61